



FORSCHUNGFRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



Perspektive AFRIKA

1. 2022

AMBIVALENTE PARTNERSCHAFT

Die komplexen Beziehungen zwischen Afrika und Asien

WICHTIGES FEUER

Klimawandel bedroht Brände in der Savanne

SCHNELLE DEUTSCHLERNER

Über den Spracherwerb von Migranten im Rhein-Main-Gebiet

INTERVIEW MIT SIMON WENDT

Die besondere Beziehung von Afroamerikanern zum Kontinent Afrika

KONFLIKTLÖSER ODER PAPIERTIGER?

Wie lokale Friedensorganisationen von der Bevölkerung gesehen werden

FORSCHUNGSDEBATTE

Wer forscht wie in Afrika?



**TRUE LEADERSHIP
IS INSPIRED
BY TOMORROW.**

Das Leben besser machen – das ist unsere Mission. Eine Aufgabe, die unsere Kunden uns jeden Tag anvertrauen. Wir denken dafür über die Chemie hinaus und bringen unterschiedlichste Kompetenzen zusammen, um zukunftsweisende und nachhaltige Lösungen zu schaffen. Damit nehmen wir eine Führungsrolle in unserer Industrie ein. **Leading beyond chemistry to improve life, today and tomorrow.**





AUS DER REDAKTION

Liebe Leserin, lieber Leser,

darf man ein *Forschung Frankfurt* zum Thema Afrika machen? Mit dieser Frage wurden wir im Verlauf der Produktion dieser Ausgabe mehrmals konfrontiert. Ist ein Magazin, das den Blick auf den Kontinent im Süden der Erdkugel richtet, nicht per se neokolonialistisch, also problematisch? Darüber haben wir viel nachgedacht und mit anderen diskutiert.

Warum also Afrika? Das Verhältnis zwischen Europa und Afrika ist ambivalent: Das koloniale Erbe lastet schwer auf diesem Verhältnis, andererseits ist es geprägt vom Aufbruch des jungen Kontinents und einem wachsenden Selbstbewusstsein der afrikanischen Länder. Es gibt ein großes Interesse an Afrika, aber die medial vermittelten Kenntnisse und Bilder sind oft ziemlich holzschnittartig – es dominieren Not, Krieg und Armut einerseits, die faszinierende Flora, Fauna und kulturelle Traditionen andererseits.

Die Goethe-Universität und die Rhein-Main-Universitäten (RMU) weisen profunde Kompetenz auf in afrikabezogener Forschung und Lehre. Im *Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung* haben sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zusammengeschlossen; dort begegnen sich Fächer wie Linguistik, Geophysik, Biologie und Archäologie – eine echte Frankfurter Besonderheit. Die Forschung, die hier entsteht, bietet ein differenziertes Bild.

Darüber gibt es viel zu berichten, und einen kleinen Ausschnitt davon finden Sie in diesem Heft. Afrika ist ein riesiger Kontinent, der aus 55 Ländern besteht, die sich mitunter mindestens so sehr voneinander unterscheiden wie die Länder Europas. Unser Heft wird diese Vielfalt und Größe nur beispielhaft vermitteln können. Bei der Auswahl der Themen waren die Forschungsperspektiven und Aktivitäten der Goethe-Universität entscheidend.

Da geht es zum Beispiel um die nigerianische Filmbranche, die die »Traumfabrik« Hollywood an Produktivität und Resonanz längst hinter sich

gelassen hat. In Kooperation mit der Frankfurter Filmwissenschaft wird das nigerianische Filmerbe weltweit gesammelt, dokumentiert und für die Forschung verfügbar gemacht. Wir schauen nach Tunesien, wo die Demokratisierungsbemühungen vergleichsweise weit gediehen sind und wo sich eine florierende Medizinbranche entwickelt hat. In weiteren Beiträgen geht es etwa um Sprachlernstrategien von Afrikanern im Rhein-Main-Gebiet, um archäologische Forschungen zu neu entdeckten Felsbildern in Namibia, um die Akzeptanz innerafrikanischer Friedensorganisationen bei der Bevölkerung, um Pilze als Ernährungsressource und um Strategien gegen die Klimakrise. Etliche Beiträge sind mit Forschenden aus Afrika entstanden, und die Projekte sind kooperativ angelegt.

Und natürlich thematisieren wir auch die Diskussion innerhalb der afrikabezogenen Forschung über die eigene Zukunft: Wie gewinnt man gemeinsam mit afrikanischen Forscherinnen und Forschern multiperspektivisch Erkenntnisse? Wie muss Forschung konzipiert sein, damit sie auch den Menschen in Afrika zugutekommt? Vielleicht ist »Perspektive Afrika« ein Beispiel dafür, wie gemeinsam oder aus jeweils eigener Perspektive geforscht werden kann, so dass sich das Wissen um Gesellschaft, Kultur und Natur auf sinnvolle Weise vermehren lässt.

Interessante Einblicke beim Lesen wünschen Ihnen.

Anke Sauter und Markus Bernards
Redaktion Forschung Frankfurt

Das Titelbild zeigt u. a. einen Ausschnitt aus einem Graffiti im südafrikanischen Soweto.

INHALT



5

FLORIERENDE FILMBRANCHE

In Afrika liegt die Zukunft des Kinos – davon sind Frankfurter Filmwissenschaftler überzeugt. Denn die spontan entstandenen Filmindustrien nutzen kreativ digitale Technologien und Vertriebswege. Und sie erzählen Geschichten, die ein wachsendes Publikum rund um die Welt interessieren.



14

GENERATIONEN IM GESPRÄCH

Als »Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften« gegründet, hat sich die Afrikanistik im Spektrum des linguistischen Angebots an der Goethe-Universität fest etabliert. Ein Gespräch zwischen zwei Studentinnen und dem Doyen des Fachs, Prof. Herrmann Jungraithmayr.



25

MAGNET MEDIZINBRANCHE

Wie hat sich die tunesische Gesellschaft nach der Revolution im Jahr 2011 entwickelt? Ist das nordafrikanische Land tatsächlich auf dem Weg zu einer Demokratie? Der humangeografische Blick nach Tunesien vermittelt ein widersprüchliches Bild - und gibt Einblick in eine wachsende Branche.

SPRECHEN, ERZÄHLEN, ERINNERN

5 Frappierende Kontinuität

Was den nigerianischen Film so erfolgreich macht
von Pia Barth

10 Forschen nach der verschwiegene Erinnerung

Literaturwissenschaft in Simbabwe begibt sich auf die Suche nach alternativen Erzählungen
von Tanaka Chidora

14 »Zu Hause hatten wir nicht mal ein Buch über Afrika«

Generationengespräch zur Afrikanistik früher und heute an der Goethe-Universität
von Anke Sauter

19 Eintauchen in die neue Sprache

Wie Afrikanerinnen und Afrikaner im Rhein-Main-Gebiet Deutsch lernen
von Axel Fanego Palat

23 Wissenschaftler zu Besuch an der Goethe-Universität Alain Joseph Sissao und Thompson Gyedu Kwarkye

FRIEDEN, DEMOKRATIE, ZUKUNFT

25 Ein Land zwischen Hoffnung und Ungewissheit

Demokratie, Mobilität und Biotechnologie in Tunesien nach 2011
von Veit Bachmann, Kmar Bendana, Betty Rouland

30 Heimvorteil?

Lokale Perspektiven auf die Friedensbemühungen afrikanischer Regionalorganisationen
von Antonia Witt, Omar M. Bah, Sophia Birchinger, Sait Matty Jaw, Adjara Konkobo und Simone Schnabel

35 Paradoxe Erfolge, erwartbares Scheitern

Entwicklungsprojekte in Afrika
von Helmut Asche

38 Mehr Geld bringt nicht unbedingt mehr Miteinander

Die Auswirkungen von partizipativen Entwicklungsprojekten der Weltbank in Gambia
von Anke Sauter

42 Der Mythos der Entwicklungspartnerschaft

Immer mehr Vorgaben vonseiten der Geldgeber erschweren die Arbeit von Organisationen vor Ort
von Jonas Krumbain

47 Ambivalente Partnerschaft

Programm AFRASO beleuchtet die komplexen Beziehungen zwischen Afrika und Asien – insbesondere China
von Uta Ruppert und Stefan Schmid

AFRIKA IM FOKUS

53 Von der Afrikaforschung zur afrikabezogenen Forschung

Ein Wandel der Perspektiven ist in allen Disziplinen zu beobachten
von Kokou Azamede und Hans Peter Hahn



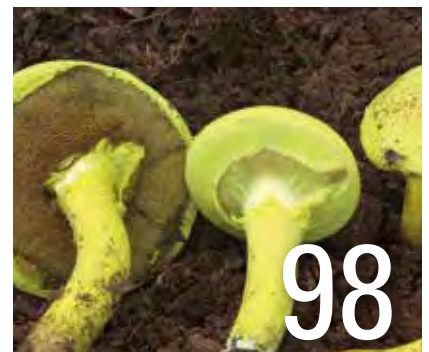
»NEUE« FELSBILDER IN NAMIBIA

Tausende von Felsbildern haben Künstler aus der Steinzeit in der namibischen Wüste hinterlassen. Ein Team der Goethe-Universität widmet sich der Forschung in unwirtlicher Umgebung.



WO WIR MENSCHEN WURDEN

Seltene Fossilien, von Paläontologen wie Friedemann Schrenk und Ottmar Kullmer gefunden und untersucht, enthüllen die Geschichte der Menschwerdung. Heute setzt sich diese Geschichte als kulturelle Evolution fort.



SCHMACKHAFTER FLEISCHERSATZ

Mehr als 95 Prozent der Pilzarten unseres Planeten sind wissenschaftlich unbekannt – ein Eldorado für Pilzforscherinnen und Pilzforscher. Pilze sind nicht nur wichtig für das Ökosystem, viele sind auch essbar oder werden medizinisch genutzt.

56 Forschung in Afrika – wer spricht über wen?

Einblicke in die Debatte um Repräsentation, Dekolonisation und die Zukunft der Afrikawissenschaften von Melanie Gärtner

59 Frankfurter Gesichter Mamadou Diawara

60 Voneinander lernen

Frobenius-Institut und Oswin-Köhler-Archiv kooperieren seit Jahren eng mit afrikanischen Partnern von Jonas Krumbein

65 »Africa Alive«

Afrikanischer Film & Co seit 1994 zu Gast am Main

66 Von der Sklaverei bis Barack Obama

Der Amerikanist Simon Wendt über die vielschichtige Bedeutung Afrikas für das schwarze Amerika von Dirk Frank

GESCHICHTE OHNE WORTE

71 Neuigkeiten aus der Steinzeit Frankfurter Archäologie erforscht Felsbilder in der Namib-Wüste von Peter Breunig und Gabriele Franke

76 Kleine Teile, große Wirkung Was verkohlte Pflanzenreste und Scherben in Westafrika über die Nok-Kultur vor 3000 Jahren verraten von Katja Irlé

82 Weitgereiste Scherben Die Archäologie will anhand von Keramikanalysen innerafrikanischen Verbindungen auf die Spur kommen von Sonja Magnavita und Oumarou Amadou Idé

86 Zähne vom Urahn Der Fund eines Unterkiefers in Malawi und die Folgen von Markus Bernards

KLIMA, ERDE, UMWELT

93 Rettungsversuch für die Savannen Auswirkungen des Klimawandels und Anpassungsstrategien von Andreas Lorenz-Meyer

98 In die Pilze! Ein deutsch-beninisches Team untersucht die Pilzwelt Westafrikas von Stefanie Hense

103 Im Fluss Wie sich Klima und Landnutzung auf Flusssedimente auswirken von Markus Bernards

107 Nachrichten

112 Impressum Abbildungsnachweis

113 Vorschau



SPRECHEN,
ERZÄHLEN,
ERINNERN

Frappierende Kontinuität

Was den nigerianischen Film so erfolgreich macht

von Pia Barth

In Afrika liegt die Zukunft des Kinos – davon sind Frankfurter Filmwissenschaftler überzeugt. Denn die spontan entstandenen Filmindustrien nutzen kreativ digitale Technologien und Vertriebswege. Und sie erzählen Geschichten, die ein wachsendes Publikum rund um die Welt interessieren.

Es gibt gute Gründe dafür, die oft erzählte Erfolgsgeschichte der nigerianischen Filmindustrie namens Nollywood hier noch einmal zu erzählen: Es ist eine gute Geschichte, sie beleuchtet eine Besonderheit des nigerianischen Kinos – und sie zeigt, was Filmwissenschaftlerinnen und Filmwissenschaftler der Goethe-Universität an nigerianischer Filmkultur fasziniert und warum die derzeitigen Forschungsprojekte zum nigerianischen Film nur der Anfang weiterer internationaler Kooperationen sein werden.

Die Geschichte beginnt mit einer cleveren Verkaufsidee: Der in einem Videoladen arbeitende Kenneth Nnebue bespielt 1992 eine Lieferung leerer VHS-Kassetten mit selbst gedrehten Filmen, um die Tapes besser vermarkten zu können. In wenigen Tagen entsteht der Thriller *Living in Bondage*, von Nnebue produziert und von Chris Obu Rapi mit einer Amateurkamera gedreht. Der Film handelt von einem aus Armut verbitterten jungen Mann, der in einer rituellen Opferzeremonie seine Frau tötet, um reich und einflussreich zu werden; am Ende wird er vom Geist seiner Frau verfolgt und verliert alles. Der Videofilm verkauft sich überraschend eine Dreiviertelmillion Mal und findet zahlreiche Nachahmer. In den kommenden Jahren werden Homevideos im Stil von *Living in Bondage* zum Erfolgsmodell: In wenigen Tagen fertiggestellt,

erzählen sie oft vom Wandertheater und der afrikanischen Erzähltradition geprägte Geschichten mit populären, aus dem Fernsehen bekannten Schauspielern. Genutzt werden die Vertriebswege des bislang populären Hollywood- und Bollywoodkinos, darüber hinaus wird die Popularität der Homevideos vom florierenden Geschäft mit Raubkopien angeheizt. Die Filme in Englisch und den drei Hauptsprachen Igbo, Hausa und Yoruba verbreiten sich auf dem ganzen Kontinent und weltweit in der afrikanischen Diaspora. Ohne dass die westliche Öffentlichkeit auch nur davon Kenntnis nimmt, entwickelt sich der nigerianische Filmmarkt zu einem der größten der Welt. Mit rund 1000 Spielfilmen pro Jahr reiht er sich bald auf dem zweiten Platz hinter Bollywood ein.

Des eigenen Filmerbes habhaft werden

Dem beispiellosen Erfolg des nigerianischen Videofilms vorausgegangen waren der Zusammenbruch der nigerianischen Celluloid-Filmkultur und das Sterben der heimischen Kinos. Die damalige Filmkultur in Nigeria war geprägt von professionellen, oft in Großbritannien ausgebildeten Filmschaffenden. Deren Werke wurden insofern auch von der europäischen Filmkultur wahrgenommen, als sie den Selektionskriterien europäischer Festivals entsprachen. Nachdem Mitte der 1980er Jahre die nigerianische Wäh-

1 Das Auffinden alter Filmrollen des Filmklassikers »Shaihu Umar« von Adamu Halilu im Jahr 2016 gab den Anstoß, die eigene, nigerianische Filmgeschichte dokumentieren zu wollen.

rung *Naira* infolge des vom IWF ausgelösten Strukturanpassungsprogramms an Wert verlor, wurde Celluloid jedoch unerschwinglich. Und in der politisch unruhigen Zeit der 1990er Jahre, in von Kriminalität geprägten Großstädten konnten der Weg ins Kino und das für Cineasten magische Dunkel des Kinosaals lebensbedrohlich werden.

Im Homevideo kann der nigerianische Film überleben, weil sich die Filmschaffenden mit unternehmerischer Energie an das Naheliegende halten: an die Technik und die Vertriebswege, die sie vorfinden. Dieses bald *Old Nollywood* genannte Kino im VHS-Format wird eine Brücke schlagen zum sogenannten *New Nollywood*, das sich Mitte bis Ende der Nullerjahre etabliert und wie seine Vorgänger den Blick von Hollywood längst abgewandt hat. Das *New Nollywood* ist digital, setzt auf Verbreitung im Internet und hat mit Online-Lizenzen, Video-, CD- und TV-Rechten neue Einkommensquellen erschlossen; es bedient sich renommierter Vertriebswege

wie *Netflix*, aber auch heimischer, kostengünstiger Netzwerke wie *irokotv*; es strebt mit steigenden Budgets eine höhere Qualität in puncto Handlung an (und lässt sich gleichzeitig durch *Old-Nollywood*-Filme inspirieren); und es eröffnet einen Aktionsraum auch für Produzentinnen, Schauspielerinnen und Regisseurinnen. »Wir machen jetzt mit dem Rest von Afrika, was die Amerikaner mit uns in den 70ern gemacht haben«, bringt der Veteran der nigerianischen Filmschaffenden, Victor Okhai, in einem Interview die Marktmacht der Filmindustrie seines Landes lakonisch auf den Punkt.

Im kreativen, digitalen *New Nollywood* entsteht zudem ein neuer Impuls: die eigene Filmgeschichte zu dokumentieren und sie zu archivieren – und damit auch Zugriff auf die koloniale und postkoloniale Geschichte zu bekommen. Zur Initialzündung wird ein Schlüsselwerk des nigerianischen Films aus dem Jahr 1976, also vor der Videofilm-Konjunktur: Adamu Halilus *Shaihu Umar*. Der Kurator, Kritiker und Filmemacher Didi Cheeka entdeckt in Lagos zufällig alte Filmrollen. Sie werden vom Berliner *Arsenal – Institut für Film- und Videokunst* 2017 digitalisiert und restauriert. Zu diesem Zeitpunkt verfügt das nigerianische Nationalarchiv weder über Digitalisierungsmöglichkeiten noch über ausgebildetes Personal. Das soll sich ändern, als über die Kooperation mit dem *Arsenal* auch die Frankfurter Filmwissenschaftlerinnen und Filmwissenschaftler ins Spiel kommen.

Mit sehr wenig sehr viel bewegen

»Es sind die unglaubliche Energie, der Erfindungsreichtum von Kleinunternehmer und die kreative Kapazität, mit sehr wenig sehr viel zu bewegen«, die den Filmwissenschaftler Vinzenz Hediger nach eigenen Worten am afrikanischen und speziell am nigerianischen Kino faszinieren. Und die ihn, gemeinsam mit seiner Kollegin Sonia Campanini, am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Goethe-Universität Forschungsprojekte zum afrikanischen Film entwickeln lassen. Eine langjährige wissenschaftliche Zusammenarbeit mit dem *Arsenal – Institut für Film- und Videokunst* und die Expertise durch den 2013 an der Goethe-Universität gestarteten Masterstudiengang *Filmkultur: Archivierung, Programmierung, Präsentation* sind der Grund, dass Hediger 2017 von nigerianischen Filmschaffenden zu einem Workshop zu Fragen des nationalen Filmerbes eingeladen wird. Dank eines Förderprogramms des DAAD entwickelt sich aus der Begegnung eine für beide Seiten einzigartige Kooperation: der praxisorientierte Filmkultur-Masterstudiengang, den die Goethe-Universität gemeinsam mit dem Deutschen Filminstitut anbietet und den es seit 2019 nun auch in Nigeria gibt. Projektpartner sind die Nige-

2 Nach einer Pandemie-Pause treffen im Herbst 2021 wieder die ersten Studierenden aus Jos für ein Austauschsemester an der Goethe-Universität ein.

3 Wie Videos digitalisiert werden: Der praxisorientierte Filmkultur-Studiengang in Jos bietet den Studierenden auch Technikseminare an.



2



3

rian Film Corporation (NFC), das National Film Institute of Nigeria und das National Film, Video and Sound Archive in Jos sowie das Deutsche Filminstitut und Filmmuseum und das Arsenal – Institut für Film und Videokunst. Der Studiengang ist die erste und einzige geisteswissenschaftliche Kooperation des DAAD-Programms für Transnationale Bildung und afrikaweit der erste Masterstudiengang für Filmarchivierung. Das auf vier Jahre angelegte Studium soll den wissenschaftlichen Nachwuchs auf Aufgaben im neu eingerichteten National Archive of Film, Video and Sound in Jos vorbereiten – und natürlich auf Forschung und Lehre im neuen Masterstudiengang.

Noch vor der Pandemie schließen vier Wissenschaftler der genannten nigerianischen Institutionen an der DFF in Frankfurt, der Goethe-Universität und am Arsenal in Berlin ein erstes, zweimonatiges Training ab. Im Herbst 2021 treffen drei Studierende aus Jos für ein Austauschsemester an der Goethe-Universität ein. Im anschließenden Praktikum bei *Omni-mago*, einem Dienstleister für die Filmindustrie, lernen sie, wie Videofilme digitalisiert werden. Ohne diese Technik können die Lücken im nigerianischen Filmarchiv nicht gefüllt werden.

»Die Ausbildung soll die Studierenden in die Lage versetzen, das filmkulturelle Erbe überhaupt erst zu entdecken, es dann zu digitalisieren und in und außerhalb von Nigeria verfügbar zu machen«, erklärt Filmwissenschaftlerin Sonia Campanini. Denn nigerianische Filmgeschichte dokumentieren und archivieren heißt zunächst: des eigenen Filmerbes überhaupt habhaft zu werden. An Filmen aus der Kolonialzeit, überwiegend vom British Film Institute gesammelt und dort digitalisiert, besitzen nigerianische Filmschaffende selten Rechte; Filmkopien des Kinos aus der Zeit der Unabhängigkeit sind überwiegend in Europa deponiert, wo sie seinerzeit produziert wurden; und an den Magnetbändern der Videofilme nagt längst der Zahn der Zeit. Es



4

zeigt die Dringlichkeit des Problems, wenn die Jahrestagung des nationalen niederländischen Filmmuseums EYE im Mai 2022 genau dies zum Thema macht: die unterschiedliche digitale Verfügbarkeit des Filmerbes in den Weltregionen und wie dieses alarmierende Ungleichgewicht durch internationale Zusammenarbeit ausbalanciert werden kann. Unter den teilnehmenden Filmexperten aus aller Welt waren natürlich auch die Frankfurter Filmwissenschaftler.

Die nigerianischen Partner setzen die Themen

Das nigerianische Filmerbe zu erforschen und vor allem den Folgen der Digitalisierung für die kulturelle Produktion nachzugehen – dies ist auch das Ziel des 2021 in Frankfurt gemeinsam mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz gestarteten Forschungsprojekts *Cultural Entrepreneurship and Digital Transformation in Africa and Asia* (CEDITRAA), in das ebenfalls nigerianische Filmwissenschaftler einge-

bunden sind. »Was Nigeria betrifft«, so Hediger, »so werden die Themen von unseren nigerianischen Partnern gesetzt.« Dazu gehörten Fragen wie: Welchen Einfluss haben digitale Vertriebswege auf lokale kulturelle Produzenten und von ihnen ausgehandelte Copyrights beim Remake des *Old Nollywood*? Wie werden digitale Verfahren in Dokumentarfilmen zu afrikanischer Geschichte für ein junges Publikum eingesetzt? Wie nutzen lokale Produzenten digitale Technologien und Medien für neue Formate, und wie spiegelt sich dies in ihren Inhalten wider? Die in Nigeria ausgebildete Wissenschaftlerin Fadekemi Olawoye geht in ihrer Doktorarbeit am ebenfalls eingebundenen Frankfurter Graduiertenkolleg »Konfigurationen des Films« über die Semiotik von Kostüm und Make-up in nigerianischen Historienfilmen dem Einfluss traditioneller Erzählkulturen, der populären Tradition des Wandertheaters und der Ibo-Kultur nach. Der französische Filmwissenschaftler Benoît Turquety, jetzt Lausanne, hat während seines

4 Die »New Nollywood«-Bewegung lässt sich von »Old Nollywood«-Filmen inspirieren: So erlebte der Video-Klassiker »Living in Bondage« aus dem Jahr 1992 2019 ein Remake.

ZUR PERSON



Prof. Dr. Vinzenz Hediger, Jahrgang 1969, ist seit 2011 Professor für Filmwissenschaft an der Goethe-Universität. Er hat Philosophie, Filmwissenschaft und Amerikanistik an der Universität Zürich studiert und wurde dort mit einer Arbeit zur Bedeutung des Kinotrailers promoviert. Von 2004 bis 2011 hatte er an der Ruhr-Universität Bochum die

Alfried Krupp-Stiftungsprofessur für Theorie und Geschichte bildokumentarischer Formen inne. In seiner Forschung interessiert sich Hediger für Geschichte und Theorie des Films. Er untersucht nicht nur das Hollywood-Kino, sondern auch Industriefilm und Wissenschaftsfilm. Er ist Principal Investigator am Clusterprojekt »ConTrust« und Sprecher des Graduiertenkollegs »Konfigurationen des Films«. Hediger war am Aufbau des Studiengangs zur Archivierung des Films mit der Universität in Jos (Nigeria) und der Nigerian Film Corporation beteiligt. Er ist Mitbegründer von »NECS – European Network for Cinema and Media Studies« und Gründungsherausgeber der »Zeitschrift für Medienwissenschaft«, zudem Mitglied der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur.

hediger@tfm.uni-frankfurt.de



Jun. Prof. Dr. Sonia Campanini, Jahrgang 1982, ist Principal Investigator und Postdoc-Mitarbeiterin des interdisziplinären Projekts »CEDITRAA Cultural Entrepreneurship and Digital Transformation in Africa and Asia« (CEDITRAA). 2015 bis 2022 war sie Juniorprofessorin für Filmkultur am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Goethe-Universität, leitete den

Masterstudiengang »Filmkultur: Archivierung, Programmierung und Präsentation« und wirkte am entsprechenden Studiengang an der Universität in Jos (Nigeria) mit. Sie studierte an der Università Cattolica del Sacro Cuore und Università di Bologna sowie der University of California (Los Angeles) und wurde an den Universitäten in Udine und Amsterdam promoviert. Seit 2015 ist sie an der Goethe-Universität tätig, forscht zu Themen der Filmarchivierung und des Filmkuratierens mit einem Fokus auf die materiellen, technologischen, ästhetischen und Gedächtnisebenen des audiovisuellen Erbes aus einer transnationalen Perspektive.

campanini@tfm.uni-frankfurt.de

»Es sind die unglaubliche Energie, der Erfindungsreichtum von Kleinunternehmern und die kreative Kapazität, mit sehr wenig sehr viel zu bewegen.«

Vinzenz Hediger

Aufenthalts als Mercator-Fellow in Frankfurt die Geschichte des nigerianischen Films untersucht. Sein roter Faden: das jeweils verwendete formatprägende Filmmaterial. Zwischen TV, Wandertheater in der Yoruba-Tradition, gefilmtem Theater, minderwertigem analogem Video und verschiedenen digitalen Formen attestiert Turquet dem afrikanischen Kino eine frappierende Kontinuität. Im Rahmen eines Mercator-Fellowships wird im Herbst 2022 die nigerianische Filmwissenschaftlerin Anulika Agina an der Goethe-Universität lehren und forschen.

Was ist überhaupt globale Filmkultur?

Das interdisziplinäre Forschungsprojekt CEDITRAA bindet Filmwissenschaft mit Wirtschaftswissenschaften, Kulturanthropologie, Linguistik, Afrika- und Asienstudien zusammen. So zahlreich die forschenden Disziplinen sind, so breit ist auch die praktizierte Methodenvielfalt: Sie reicht von Feldforschung und teilnehmender Beobachtung über ökonomische Studien bis hin zu digitalen Recherchen. Überhaupt lebt das Forschungsprojekt vom so lebhaften wie neugierigen Blick über den Tellerrand: Im Rhein-Main-Verbund kooperiert unter anderen Spezialisten der Mainzer Ethnologe Matthias Krings, Experte für nordnigerianische Videofilme. Ein Team von der Universität Udine in Italien bringt die Expertise in der Digitalisierung von Videos ein. Und über



5

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Mitte der 1980er Jahre brechen die nigerianische Celluloid-Filmkultur und das heimische Kino zusammen. Es entsteht ein Kino im VHS-Format, das vorhandene Technik und die Vertriebswege nutzt. Daraus entwickelt sich einer der größten Filmmärkte der Welt.
- Ab Mitte der Nullerjahre löst »New Nollywood« das »Old Nollywood« genannte nigerianische Homevideo ab. Das neue Kino ist digital, setzt auf Verbreitung im Netz, erschließt neue Einkommensquellen – und setzt einen neuen Impuls: die eigene Filmgeschichte zu dokumentieren und zu archivieren.
- Gemeinsam mit dem Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Goethe-Universität entsteht in Nigeria 2019 afrikaweit der erste Masterstudiengang für Filmarchivierung.
- Inzwischen kooperieren die Frankfurter Filmwissenschaftler mit ihren nigerianischen Partnern in weiteren internationalen und interdisziplinären Forschungsprojekten. Sie eint das Interesse, den Blickwinkel der europäischen Medien- und Kulturindustrien zu erweitern.

5 Manche Geschichten, die das afrikanische Kino erzählt, sind vom Wandertheater der afrikanischen Yoruba-Erzähltradition geprägt.



Die Autorin

Pia Barth
hat Philosophie und Literaturwissenschaft studiert und arbeitet als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit an der Goethe-Universität.


p.barth@em.uni-frankfurt.de

die Zusammenarbeit mit der schottischen Universität St Andrews gewinnt das Frankfurter Team mit Tom Rice einen ausgewiesenen Kenner der kolonialen Filmgeschichte Nigerias hinzu.

Was alle Beteiligten eint: das Interesse, den Blickwinkel der europäischen Medien- und Kulturindustrien zu erweitern. Welche Lektionen halten die spontan entstandenen afrikanischen Filmindustrien bereit, die nicht auf Investoren oder Förderer warten? Was ist überhaupt globale Filmkultur?

»Diese Fragen versuchen wir im Austausch mit nigerianischen Kolleg*innen und den Masterstudierenden zusammen zu beantworten«, sagt Sonia Campanini über die bisherige Kooperation im gemeinsamen Masterstudiengang und im Forschungsprojekt. Und wer in Fadakemi Olawoyes Dissertationsprojekt nachschlägt, erfährt, dass auch in Nigeria selbst die Geschichte des nigerianischen Videofilms lebhaft diskutiert wird. Dies hat nicht nur, aber auch damit zu tun, dass es noch immer beträchtliche Lücken in den nigerianischen Filmarchiven gibt. Jede Neuentdeckung könnte neue Aspekte einbringen, bisherige Narrative der Filmgeschichte infrage stellen.

Die bekannte Erfolgsgeschichte der nigerianischen Filmindustrie wird also noch oft erzählt werden – immer wieder neu und immer wieder anders. ●

The background is a vibrant yellow, scattered with numerous white, torn paper scraps of various shapes and sizes, some overlapping and some floating. The scraps have soft shadows, giving them a three-dimensional appearance as if they are pieces of paper being tossed or scattered.

Forschen nach der verschwiegenen Erinnerung

Literaturwissenschaft in Simbabwe begibt
sich auf die Suche nach alternativen Erzählungen

von Tanaka Chidora

Über die Geschichte eines Landes gibt es viele Erzählungen. In Simbabwe wird von offizieller Seite eine bestimmte Richtung propagiert, andere Richtungen werden verschwiegen. Doch nicht zuletzt die Literaturwissenschaft macht sich auf die Suche nach einem ganzheitlicheren Gedächtnis dieser Nation.

Simbabwe ist im Jahr 1980 von der internationalen Gemeinschaft als unabhängiger Staat anerkannt worden. Die anschließende Zeit war geprägt von einem Kampf um die Geschichte. In der Debatte um die Frage, wer was wann getan hat, spielten Macht, Zugehörigkeit und Besitz eine Rolle, etwa der Besitz von Land. Die Geschichtsnarrative, die daraus hervorgegangen sind und die im Gedächtnis der Gesellschaft immer wieder vorkommen, lassen die herrschende politische Kaste in Simbabwe und ihre Eliten als Gewinner erscheinen. So dominiert in den Lehrplänen für das Fach Geschichte an Schulen ein ganz bestimmtes Narrativ über Anfänge und Gegenwart der simbabwischen Nation und darüber, wie die Bemühungen der Regierenden dazu beigetragen haben, das Land aus der Kolonialherrschaft in die Unabhängigkeit zu führen. Die Vorstellung von der Nation sind eng verbunden mit den Bemühungen bestimmter großer Männer und Frauen, an die ein Denkmal namens Heroes' Acre in Harare erinnern soll. Diese Vorstellung ist exkludierend, denn sie lässt in der Erinnerung nur wenige Personen als Akteure für die Freiheit zu; die anderen sollen auf ewig dankbar sein und denjenigen, die für das Land gekämpft haben, erlauben, zu regieren und die Früchte der Unabhängigkeit zu genießen. Nur an der Universität werden solche Erzählungen kritisch hinterfragt. Dort gehen Historiker der Frage nach, wie es zu diesen Erzählungen gekommen ist – und was »das Ende des Liedes« sein wird.

Nationalbewusstsein hat seine Tücken

Nach 1980 wurden an den Universitäten literaturwissenschaftliche Abteilungen eingerichtet, beginnend mit der University of Zimbabwe, wo die relevanten Module und Texte ebenfalls am beschriebenen Narrativ der Nation verhaftet

waren. Der Nationalismus der simbabwischen Regierungspartei wurde darin oft als Teil der antiimperialen Kämpfe dargestellt. So wurden die meisten Texte aus einem afrozentrischen Blickwinkel gelesen; wer einen anderen Weg wählte, wurde angegriffen, wer dieses singuläre Narrativ unterstützte, mit Lob belohnt. Nationalbewusstsein hat jedoch durchaus seine Tücken; so hat das Scheitern des Nationalismus der Regierungspartei eine Debatte über die nationale Frage ausgelöst, Geschichtswissenschaftler sahen sich veranlasst, die überkommenen Erzählungen zu überdenken und sich auf das Schweigen zu konzentrieren, das sie hervorgebracht haben. Historiker wie der inzwischen verstorbene Terrence Ranger haben Debatten über die von ihm so genannte »patriotische Geschichte« angestoßen, eine bestimmte Version der Geschichte, die die Regierungspartei ungeachtet ihres Versagens, ihrer Misswirtschaft, Korruption, Gewalt und Diktatur unterstützen soll. Heute befassen sich

Polizeieinsatz gegen die eigene Bevölkerung: Am 20. November 2019 hatte sich in Harare eine Menge versammelt, um eine Ansprache Nelson Chamisas, des Führers der MDC-Allianz (Bewegung für demokratischen Wandel), anzuhören. Doch die Polizei löste die Versammlung mit Gewalt auf – hier ein Polizist, der eine Frau mit Stiefeln tritt.



Foto: Jekesai Njikizana/AFP

viele simbabwische Historiker nicht mehr nur mit dem, *was* passiert ist, sondern auch mit der Frage, *warum* es bestimmte Versionen der Geschichte gibt und was deren Ziel ist.

In der Literaturwissenschaft hat die Neuinterpretation dominanter literarischer Texte in Simbabwe die Möglichkeit eröffnet, die Idee der Nation und die Erinnerung, die diese Idee prägt, zu hinterfragen. Wissenschaftler wie Robert Muponde und Ranka Primorac haben mit der Veröffentlichung von *Versions of Zimbabwe* (2005) Diskussionen initiiert, die eine Neuinterpretation der literarischen Texte Simbabwes in einer Weise ermöglichen, die den vorherrschenden patriotischen Diskurs dekonstruiert, der vom Schweigen über die Gewalt lebt, die nicht nur den Menschen, sondern auch den Erzählungen angetan wurde. Aber nicht nur Literaturkritiker tragen zu dieser Neubewertung der Nation und ihrer Vergangenheit bei, sondern auch kreative Schriftsteller, die mit ihren Erzählungen die Erinnerung an eine zum Schweigen gebrachte Vergangenheit wachhalten.

Die Literatur Simbabwes als Ort der alternativen Geschichtsschreibung.

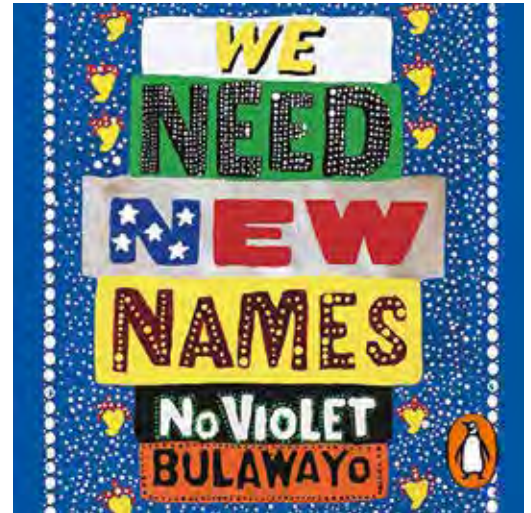
Regierungsgewalt nach wie vor Tabuthema

Novuyo Rosa Tshumas *House of Stone* (2018) erinnert an die Gewalt des herrschenden Regimes gegen die Zivilbevölkerung zwischen 1982 und 1987, eine Gewalt, die schätzungsweise 20 000 Menschen das Leben kostete. Dies ist ein Teil der

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Seitdem Simbabwe unabhängig ist, hat sich ein offizielles Geschichtsbild etabliert: Die herrschende Klasse und die Eliten werden als Freiheitshelden verehrt.
- Auch an den Universitäten befasste man sich zunächst ausschließlich mit Texten, die diesem Narrativ verhaftet waren.
- Inzwischen aber haben Historiker Debatten über die so genannte »patriotische Geschichte« angestoßen und legen offen, was geschehen ist und aus welchen Gründen.
- Literaten, die die Gewalttaten der Regierung thematisieren, können dies bis heute nur mithilfe bestimmter Erzählstile tun.
- Doch Geschichts- und Literaturwissenschaft arbeiten intensiv daran, die offizielle Geschichtsschreibung zu hinterfragen – woraus sich allmählich ein neues Forschungsgebiet entwickelt.

Vergangenheit Simbabwes, der im öffentlichen Diskurs nicht vorkommt. Romane wie *We Need New Names* (NoViolet Bulawayo, 2013) und *Harare North* (Brian Chikwava, 2009) befassen sich mit den jüngsten Gewalttaten des herrschenden Regimes, Ereignissen der jüngeren Vergangenheit (die Gewalt kennzeichnete das

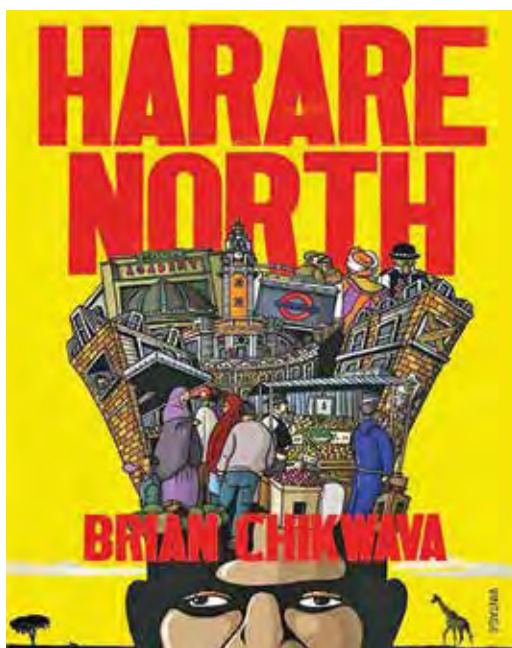
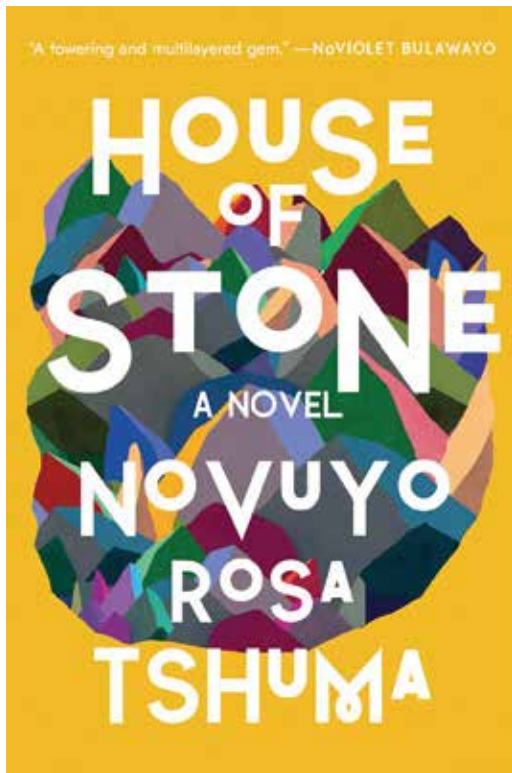


Jahrzehnt nach 2000), die so sehr verdrängt wurden, dass manche Menschen, wenn sie von anderen über die geschehenen Gräueltaten erfahren, nicht glauben können, dass so etwas in Simbabwe passieren konnte.

Jüngste Gewalttaten – die grausamste geschah 2018/2019 und kostete 23 Menschen das Leben, als der Staatsapparat das Feuer auf protestierende Zivilisten eröffnete – sind im öffentlichen Diskurs nach wie vor ein Tabuthema. Wer offen an solche Gewalttaten erinnert, ruft den Zorn des Regimes gegen sich hervor. Durch die Verwendung verschiedener Erzählstile, darunter die des »unzuverlässigen Erzählers«, des humoristischen Erzählers oder eines kindlichen Erzählers, lenken die oben genannten und viele weitere Romane den Fokus auf Aspekte in Vergangenheit und Gegenwart Simbabwes, die in Vergessenheit geraten sind – nicht zuletzt durch aktive Einmischung des Staates. Die Einmischung geschah durch Zensur und Gewalt gegen diejenigen, die sich zu Wort melden wollen, oder dadurch, dass man sich auf Erzählungen konzentriert, die den Staat auf Kosten derer verherrlichen, die seine Schandtaten aufdecken.

Der Platz der Erinnerungsforschung in Simbabwe

Auch wenn diese Forschungsrichtung in Simbabwe noch kein einheitliches Fachgebiet ist – die derzeitige Konzentration von Geschichts- und Literaturwissenschaftlern und kreativen Schriftstellern auf die Hinterfragung der staatlichen Narrative zeigt, dass die Erinnerungsforschung in Simbabwe zu einem solchen werden



könnte. Mein eigenes aktuelles Projekt befasst sich mit Gewalt, Erinnerung und Literatur in Simbabwe. Die literarischen Texte, die ich für dieses Projekt ausgewählt habe, sind Teil eines neu entstehenden Kanons, der alternative Erinnerungen an die Vergangenheit Simbawwes stärken soll. Bei meinen Recherchen habe ich festgestellt, dass aufstrebende Schriftsteller sowie Geschichts- und Literaturwissenschaftler in Simbabwe bereits den Weg für diese alternativen Erinnerungen geebnet haben: Sie rücken Erzählungen in den Vordergrund, die bislang verschwiegen wurden, und bringen dadurch wieder Gespräche über die Eigenschaf-

ten unserer Nation und das Fundament, auf dem sie aufgebaut ist, in Gang. Diese Wissenschaftler betreiben bereits eine Art von Gedächtnisforschung, auch wenn sie sie selbst nicht so nennen. Vielleicht sollte man diese Energien zu etwas zusammenbinden, das man als simbabwische Gedächtnisforschung bezeichnen kann, und so einen stärkeren Fokus schaffen. Mein eigenes Projekt ist ein Schritt in diese Richtung und fügt sich in die bestehenden Debatten über Erinnerung und Gewalt in Simbabwe und die Rolle der Literatur bei der Erinnerung an eine zum Schweigen gebrachte Vergangenheit ein. Vielleicht sollten konkrete Schritte unternommen werden, um der Erinnerungsforschung in Simbabwe einen festen Platz zu geben. Vorstellbar wären unter anderem interdisziplinäre akademische Seminare, Konferenzen, Forschungsarbeiten und die Gründung einer Vereinigung für Gedächtnisforschung in Simbabwe, die sich mit internationalen Vereinigungen für Gedächtnisforschung vernetzt. ●



Der Autor

Tanaka Chidora ist Literaturwissenschaftler. Sein PhD-Studium in Literaturwissenschaft hat er 2018 an der Free State in Südafrika abgeschlossen. Bereits seit 2014 unterrichtete er an der University of Zimbabwe im Department für Englische Sprache und Literatur. 2021 kam er als Postdoc Fellow der Alexander von Humboldt-Stiftung an die Goethe-Universität. Hier forscht er zu Gewalt, Erinnerung und Literatur in Simbabwe. Chidora ist zudem Dichter. 2019 erschien seine Lyriksammlung »Because Sadness is Beautiful!« bei Mwanaka Media and Publishing in Simbabwe.

chidoratanaka@gmail.com



*»Zu Hause hatten
wir nicht mal ein Buch
über Afrika«*

Generationengespräch zur Afrikanistik früher und heute
an der Goethe-Universität

Als »Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften« gegründet, hat sich die Afrikanistik im Spektrum des linguistischen Angebots an der Goethe-Universität inzwischen fest etabliert. Ein Gespräch zwischen Antonia Fendt und Mary Ann McLaughlin, zwei Studentinnen der Afrikanistik, und dem Doyen des Fachs, Prof. Herrmann Jungraihtmayr. Dr. Anke Sauter hat die Runde moderiert.

Sauter: Herr Professor Jungraihtmayr, Sie gelten als Gründer des Instituts für Afrikanistik. Wie ist es zur Gründung gekommen?

Jungraihtmayr: Ich hatte den Ruf an die Goethe-Universität 1985 unter der Bedingung angenommen, dass ich hier ein selbstständiges und bis dahin noch nicht existierendes Institut einrichten könnte. Aber es hat dann doch ein wenig gedauert. Zunächst war ich innerhalb des Instituts für Ethnologie für afrikanische Sprachen zuständig. 1994 wurde dann das »Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften« gegründet, dies war der ursprüngliche Name.

Sauter: Sie kamen nicht mit leeren Händen.

Jungraihtmayr: Ohne die Voraussetzung von fast dreißig Jahren Afrikanistik in Marburg wäre es nicht gegangen. Ich habe damals alle meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mitgenommen, die Bibliothek wurde zum großen Teil von Marburg nach Frankfurt gebracht und ist bis heute Bestandteil des Instituts für Afrikanistik.

Fendt: Was waren Ihre Beweggründe, sich mit afrikanischen Sprachen zu beschäftigen?

Jungraihtmayr: Das ist eine echte Gretchenfrage, die simple Antwort ist: So ganz genau weiß ich das nicht. Ich stamme aus dem kleinen Städtchen Eferding (Österreich), zu Hause hatten wir nicht mal ein Buch über Afrika. Nach dem Abitur am Realgymnasium in Linz habe ich mich mit meinem Schulfreund Otto Maschke verabredet, wir wollten uns beide irgendwie für Afrika einsetzen. Er hatte viel über die früheren deutschen Kolonien gelesen, hat mich mitgezogen. Als wir uns dann in Wien trafen, meinte er aber, er könnte das leider doch nicht machen. Seine Eltern wollten, dass er etwas Vernünftiges studiert.

Fendt: Wie hat Ihre eigene Familie darauf reagiert, dass Sie ein Fach abseits des Mainstreams studieren wollten?

Jungraihtmayr: Als ich schon im sechsten oder siebten Semester war, hat ein Freund meinen Vater gefragt: Max, wie kannst Du Deinen Sohn einen solchen Unsinn studieren lassen? Worauf mein Vater sagte – und das trägt mich bis heute –: »Wenn Du noch einmal so was sagst, dann bist Du die längste Zeit mein Freund gewesen.« So hatte ich

eine Unterstützung der Eltern, aber natürlich eine ganz naive Unterstützung. Sie waren einfache Land- und Gastwirte.

McLaughlin: Wie kamen Sie von der Völkerkunde zu den Sprachen?

Jungraihtmayr: Ich habe mich gefragt: Warum geht es in der Völkerkunde nur um Kultur, nicht auch um Sprache? Die Sekretärin am Institut für Völkerkunde in Wien, Gräfin Hohenwart-Gerlachstein, verwies mich auf die Vorlesung von Professor Czermak am Institut für Ägyptologie und Afrikanistik. Da war der Groschen gefallen. Czermak war großartig. Er hielt einmal die Woche eine Vorlesung über das Alte Ägypten, darüber bin ich dann Afrikanist geworden. Aber wie war das denn bei Ihnen?

Erfolgreich gestartet

DER NEUE AFRIKANISTIK-BACHELOR

Seit dem Wintersemester 2021/22 gibt es einen neuen Bachelorstudiengang in Afrikanistik, den die Goethe-Universität Frankfurt und die Johannes Gutenberg-Universität Mainz gemeinsam anbieten. Sein Titel: »Afrikanische Sprachen, Medien und Kommunikation«. Der Impuls dazu kam von Afrikanisten, die außerhalb der Wissenschaft tätig sind, sagt der Frankfurter Afrikanist Prof. Axel Fanego Palat: Es fehle an Wissen über das heutige Afrika. Wie verständigen sich Afrikanerinnen und Afrikaner, die von Haus aus mehrsprachig sind, in der europäischen Diaspora? Welche Rolle spielt Social Media auf einem Kontinent mit mündlicher Tradition? Und wie prägend sind Postkolonialismus und Migration? Kenntnisse über das moderne Afrika eröffnen jungen Menschen neue Berufsfelder. Aber der neue Anspruch war für das »Kleine Fach« Afrikanische Sprachwissenschaften durchaus eine Herausforderung. Eine »rein sprachbeschreibende Herangehensweise reicht nicht mehr«, sagt Fanego Palat. In dem Mainzer Afrikaforscher Prof. Nico Nassenstein fand er einen Kooperationspartner, der ebenso nach neuen Wegen suchte. Gemeinsam

schufen sie einen in Deutschland einzigartigen Studiengang. Das passt gut zur strategischen Allianz der Rhein-Main-Universitäten (RMU), der freilich auch die TU Darmstadt angehört: So gab es Fördermittel aus den Initiativfonds für Forschung und für Lehre. Der neue Studiengang ist nämlich auch an ein neues Forschungsprojekt angedockt, das gemeinsam von den Unis Frankfurt und Mainz getragen wird: Das interdisziplinäre internationale Projekt »Cultural Entrepreneurship and Digital Transformation in Africa and Asia« (CEDITRAA), das die Folgen der Digitalisierung für die kulturelle Produktion in Afrika und Asien in den Blick nimmt (siehe Beitrag Seite 5). Der neue Bachelorstudiengang lässt auch Raum für einen Auslandsaufenthalt und ist interdisziplinär angelegt. Studiert werden zwei afrikanische Sprachen, afrikanistische linguistische Praxis mit Inhalten der Soziolinguistik, der digitalen und interkulturellen Kommunikation. Dank digitaler Lehrformate hält sich das Pendeln in Grenzen und ermöglicht es, Lehrende aus Afrika einzubeziehen. Die Nachfrage scheint das Konzept zu bestätigen: Fast 40 junge Menschen haben im Herbst das Studium aufgenommen. **pb**



Bei einem Aufenthalt im Tangale-Land, Nord-Ost-Nigeria: Prof. Jungrathmayr zusammen mit seinem Sprachassistenten Stephen Njengo (links) und dem Meistererzähler Gabdo Bapi Gauti (Mitte).

Fendt: Wir haben in unserem Bachelorstudiengang in Mainz beide Linguistik im Kernfach und Ethnologie im Beifach studiert und mussten innerhalb des Kernfachs zwei Sprachen belegen. Ich habe mich immer für Geschichte, Geografie, aber auch Flora und Fauna Afrikas interessiert und dachte, es wäre sicher spannend, eine afrikanische Sprache zu erlernen, denn Sprachen öffnen bekanntlich Türen. Ich habe mich dann erstmal für die westafrikanische Sprache Bambara und später für die ostafrikanische Sprache Swahili eingetragen. Im Masterstudium habe ich dann noch Kinyarwanda gelernt.

Sauter: Was fasziniert Sie an afrikanischen Sprachen?

Fendt: Was mich fasziniert hat, war die Andersartigkeit der Sprache und der Sprachstruktur. Beispielsweise der Ausdruck von *haben* oder *sein*, was für uns gängige Verben sind, kann in anderen Sprachen ganz anders ausgedrückt werden.

Sauter: Können Sie das näher erklären?

Fendt: Im Bambara wird Possession über verschiedene Konzepte ausgedrückt, je nachdem, was man besitzt. Es gibt also keine direkte Übersetzung für *haben*. Stattdessen wird *haben* syntaktisch über lokale Postpositionen realisiert. Dabei wird danach unterschieden, ob es sich um konkreten oder abstrakten Besitz handelt.

McLaughlin: Es wird eher beschrieben, wie nah etwas zur jeweiligen Person ist. Wenn ich etwas besitze, sage ich, es ist bei mir.

Jungrathmayr: Das erinnert mich an mein frühes Studium des Ewe, einer Sprache Ghanas und Togos. Im Ewe gibt es kein Wort für *bringen*. *Bringen* ist eine Abstraktion, es besteht aus *gehen*, *kommen* und *geben*. Man kann hier von *serial verbs* sprechen, ähnlich den Verba coniuncta im Nubischen.

McLaughlin: Wie haben Sie zu Ihrem späteren Forschungsschwerpunkt, den tschadischen Sprachen, gefunden?



Herrmann Jungrathmayr mit afrikanischen Mitarbeitern bei einer nächtlichen Aufzeichnung der Sprache Sumray im Zentraltschad im Jahr 2001.

Jungrathmayr: Nachdem Prof. Czermak 1953 in Wien verstorben war, studierte ich in Hamburg weiter. Als ich meinem dortigen Professor vorschlug, ich könnte eine Arbeit über die Verba coniuncta schreiben, meinte er: Das muss nicht sein. Stattdessen sollte ich ein Manuskript bearbeiten aus der Feder eines Missionars. Es war ein Wörterbuch mit Grammatik des Tangale, einer nigerianisch-tschadischen Sprache. Das war mein Anfang mit dem Tschadischen.

Fendt: Was hat Sie daran fasziniert?

Jungrathmayr: Ich habe mich früh für das Verhältnis zwischen den Sprachen des nördlichen und denen des subsaharischen Afrika interessiert, damals hieß das Weiß- und Schwarzafrika. Ich wollte wissen: Diese jahrtausendelange Begegnung zwischen den Menschen, den Sprachen, den Kulturen – wie sind die Sprachen möglicherweise verändert worden durch diese Begegnungen?

Sauter: Können Sie uns kurz erklären, was genau Sie über die tschadischen Sprachen herausgefunden haben?

Jungrathmayr: Das Tschadische als Sprachenwelt ist nur erklärbar durch die Zuwanderung von Menschen, die ursprünglich in der grünen Sahara gelebt haben. Sie mussten sich wegen des Klimawandels vor etwa 5000 Jahren ein neues Zuhause suchen. Und das fanden sie einerseits im ägyptischen Niltal und andererseits im Tschadseegebiet im Zentralsudan. Mein Leben habe ich der Frage gewidmet, was ist aus den ursprünglich nordafrikanischen Sprachkulturen geworden, als sie im Zentral-

ZUR PERSON



Herrmann Jungrathmayr, Jahrgang 1931, hat in Wien und Hamburg Afrikanistik, Ägyptologie und Ethnologie studiert. Von 1956 bis 1959 war er Dozent am Goethe-Institut Kairo, vor allem an den beiden Gymnasien Orman und Ibrahimiyya. 1957 führte er die deutsche Sprache an der Al-Azhar-Universität ein. 1967 wurde er in Marburg habilitiert und war anschließend als Privatdozent dort tätig. Nach einer Tätigkeit als Assistant Professor an der Howard University von Washington, D.C. war er von 1972 bis 1985 Professor für Afrikanistik an der Philipps-Universität Marburg. 1983 war er als Gastprofessor an der Maiduguri University in Nigeria tätig. Von 1985 bis 1996 hatte er den Lehrstuhl für Afrikanische Sprachwissenschaften an der Goethe-Universität inne und gründete das Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften, heute Institut für Afrikanistik.

Jungrathmayr@em.uni-frankfurt.de

sudan mit nigritisch-afrikanischen Völkern und Sprachen zusammenkamen und sich mit diesen gemeinsam entwickelten?

Sauter: Und was ist geschehen?

Jungraihtmayr: Das Wesentliche war: Die sogenannten hamitosemitischen, afroasiatischen Sprachen – Akkadisch, Hebräisch, Arabisch, Berberisch etc. – sind ja Ablautsprachen, das heißt, wie im Deutschen bei Verben wie *singen, sang, gesungen* ändert sich der Vokal. Sie wurden durch den Kontakt mit ursprünglichen (autochtonen) afrikanischen Sprachen, bei denen sich meistens die Tonhöhe verändert, beeinflusst. Im Mubi, einer Ablautsprache, haben Sie *ewit* (er hat gebissen) und *uwaat* (er beißt gerade) – Perfektiv und Imperfektiv sind hier durch einen starken vokalischen Gegensatz gekennzeichnet. Keine 300 Kilometer weiter westlich ist es aus mit den schönen Vokalen. Im Masa heißt das Perfektiv *ât*, das Imperfektiv *ât* (mit unterschiedlicher Tonhöhe ausgesprochen).

McLaughlin: Haben Sie direkt Feldforschung betrieben?

Jungraihtmayr: Ja, natürlich, viele Male, 50 Jahre lang. Ab 1956 habe ich drei Jahre in Ägypten gelebt und für das Goethe-Institut Deutsch an Gymnasien und an der Azhar-Universität unterrichtet. Ich wollte vor allem Arabisch sprechen lernen. Durch Studenten aus dem Zentralsudan wurde mir der Zugang zu deren Heimatdörfern ermöglicht. Mit meinem Bruder Alfred habe ich dann 1958/59 eine erste Reise unternommen, um die Spuren der Daju-Sprache aufzunehmen, die mich damals besonders interessiert hat.

Fendt: Es gibt 150 tschadische Sprachen. Was hat Sie angetrieben, immer weitere Sprachen zu erforschen?

Jungraihtmayr: Neugier und Forschungsdrang. Viele dieser Sprachen kannten wir noch gar nicht. Wissenschaft ist die Kunst, die Wissen schafft. Jede Sprache bewahrt das afroasiatische Erbe auf ihre eigene Weise.

Sauter: Und was haben die Sprachen gemeinsam?

Jungraihtmayr: Es gibt ein Kernvokabular, das sie mit den klassischen Schriftsprachen des Alten Orients verbindet. Zum Beispiel finden sich einzelne Wörter wie das *Verb paras* (spalten) sowohl auf akkadischen Keilschrifttafeln als auch in einigen ostschadischen Sprachen. Außerdem funktionieren diese Sprachen im



Der Afrikanist mit Tochter Therese und dem Emir von Kaltungo. Die beiden waren 2009 anlässlich einer Buchpräsentation in der nigerianischen Stadt.

verbalen Bereich nach den Grundaspekten Perfektiv und Imperfektiv. Alles lässt sich auf diese Grundbinarität zurückführen. Das hat mich fasziniert, und ich bin im Lauf der Jahre von Sprache zu Sprache gegangen und habe es überprüft.

McLaughlin: Sie überblicken ja mehrere Jahrzehnte der Afrikanistik. Was hat sich in dieser Zeit aus Ihrer Sicht verändert?

Jungraihtmayr: Heute ist die synchrone Ebene des Sprachenstudiums viel stärker als die diachrone (*die zeitlich vergleichende, Anmerkung der Redaktion*). Wir haben noch mehr den historischen Blick gelernt: Wie ist eine Sprache so geworden, wie sie ist? Gibt es Nachbarsprachen, die noch einen altertümlicheren Typus darstellen? Um das prüfen zu können, bedarf es natürlich sehr, sehr vieler Daten. So entstand der tschadische Wortkatalog, in Marburg gegründet und in Frankfurt fortgeführt.

Sauter: Sie kamen als Europäer mit diesem wissenschaftlichen Interesse an Sprachen nach Afrika. Gab es ein solches Interesse auch in den afrikanischen Ländern?

Jungraihtmayr: Schwierige Frage. Das Interesse an Sprache an den Universitäten ging damals noch in eine andere Richtung. Man brauchte erst mal Materialien für den Unterricht an der Grund-

schule. Ich bin aber für meine Arbeit mehrmals geehrt worden, vielleicht ohne dass meine Forschung bis in die Details rezipiert wurde.

Sauter: Gibt es in Afrika Linguisten, die ähnlich arbeiten wie Sie?

Jungraihtmayr: Ja, sicher. Es gibt viele Kollegen, die an afrikanischen Universitäten lehren und uns auf internationalen Kongressen begegnen und die das mindestens so gut machen wie wir. Als Muttersprachler und geschulte Linguisten haben sie natürlich große Vorteile. Was noch weitgehend fehlt, ist die historisch-vergleichende Sprachforschung.

Fendt: Forschen Sie immer noch aktiv?

Jungraihtmayr: Sehr! Ich arbeite mit einem Ägyptologen in Konstanz zusammen. Wir beschreiben zurzeit gemeinsam eine Sprache im Tschad, das Kwang. Ja, ich bin noch mittendrin, obwohl ich mich manchmal nicht mehr so kräftig fühle. Aber wenn ich so eine Unterstützung habe, geht es schon. Ich habe noch so unendlich viel Material! (An Fendt und McLaughlin:) Aber darf ich Sie fragen, ob Sie sich auch für Forschung begeistern könnten? Würden Sie gern eine Sprache beschreiben, die noch nicht erforscht ist? Oder würden Sie lieber Kommunikationsforschung mithilfe der Sprache, die Sie gelernt haben, betreiben?

McLaughlin: Es würde mir sicher Spaß machen, eine Sprache zu erforschen, die noch nicht beschrieben ist. Aber ich fand es auch spannend, mit den Materialien zu arbeiten, die zum Beispiel im Afrikamuseum in Tervuren (Belgien) liegen, wo ich Praktikantin war. Da gibt es viele sprachpolitische Aufzeichnungen aus der Zeit während und kurz nach der Kolonialherrschaft im Kongo, die der Welt noch nicht zugänglich gemacht wurden.

Jungraihtmayr: Worum geht es da genau?

McLaughlin: Das war so: Missionare sind im Kongo gelandet, haben da die erste lokale Sprache gelernt, die lag ihnen vielleicht ganz gut. Dann sind sie weitergezogen, um zu missionieren. Dabei haben sie diese Sprache an anderen Orten als Standardsprache genutzt, obwohl die örtlichen Gegebenheiten

anders waren. Das führte zu Sprachwandel, weil es zu ganz anderen Verknüpfungen und Kombinationen kam.

Jungrathmayr: Sie haben also durch die Verwendung des zuerst gelernten Idioms als Verständigungssprache Elemente weitergetragen, die dann die anderen Sprachen verändert haben?

McLaughlin: Genau. Dadurch sind quasi künstliche Sprachen entstanden. Diese Sprachen sind heute noch gegeben, wenn man sich zum Beispiel die Sprache Lingala anschaut. Dieses mentale Gut wird oft in Museen aufbewahrt und könnte öffentlich gemacht werden, damit die Menschen selbst nachvollziehen können, weswegen ihre Sprache heute so gesprochen wird. Aber ein großer Teil dieser Dokumente liegt in Museen in Belgien, da haben die Menschen im Kongo keinen Zugriff darauf.

Jungrathmayr: Gibt es Versuche, das zu digitalisieren, damit das im Kongo auch zur Kenntnis genommen werden kann?

McLaughlin: Ja, das fängt jetzt so langsam an im Zuge der Debatte um Raubkunst. Aber es geht eben nicht nur um Gegenstände, sondern auch um viele Sprachdokumente, weil viele Sprachwissenschaftler damals auch für die Museen gearbeitet haben.

Jungrathmayr: Sprachmaterial, das schriftlich in Europa existiert, zu digitalisieren, damit die afrikanischen Gemeinschaften das zur Kenntnis nehmen und eventuell von sich aus daran arbeiten können: Das ist eine ungeheuer wichtige Aufgabe. Da müssten praktisch auch alle unsere Publikationen erfasst werden. Jedes meiner Bücher kostet ja 70 Euro oder mehr. Es ist schon paradox: Viele unserer Bücher können beim Umzug unseres Instituts ins Westend aus Platzgründen nicht mitgenommen werden, und dort werden sie händeringend gesucht.

Sauter: Die würde man in Afrika gut brauchen können.

Jungrathmayr: Ja, natürlich, aber wer finanziert das? Ein kleines Büchlein zu schicken, kostet schon 30 Euro.

McLaughlin: »Engagement Global«. Das ist ein Service für Entwicklungsinitia-

tiven, die entwicklungspolitische Vorhaben fördern. Mit dem TKZ (Transportkostenzuschuss)-Angebot kann man zum Beispiel Unterstützung bei Sachspenden erhalten. Eine Bedingung dabei ist, dass die Sachspenden dazu dienen, die Lebensbedingungen einer benachteiligten Bevölkerungsgruppe zu verbessern, und das tun Bücher ja allemal. Man könnte da mal einen Antrag stellen und alle Dubletten zusammenpacken und dorthin schicken.

Jungrathmayr: Das wäre ja großartig!

Sauter: Dann hat unser kleiner Gesprächskreis ja richtig praktische Konsequenzen!

Das Gespräch moderierte
Dr. Anke Sauter, Referentin für
Wissenschaftskommunikation
an der Goethe-Universität.

ZUR PERSON



Antonia Fendt, 24, stammt aus Idstein im Taunus. Sie hat in Mainz ihren Bachelor in Linguistik und Ethnologie gemacht und in dieser Zeit die westafrikanische Sprache Bambara und die ostafrikanische Sprache Swahili erlernt. Im Masterstudiengang »Sprache und Gesellschaft in Afrika« mit Schwerpunkt »Afrikanistik – soziale und historische Kontexte« hat sie zudem Kurse in Kinyarwanda belegt. Im Afrikanistikstudium sind ihr Interesse und ihre Begeisterung für afrikanische Kulturen, Musik und Literatur sowie Afrikalinguistik noch intensiver geworden. Sie ist studentische Hilfskraft am Institut für Afrikanistik. Für ihre Zukunft könnte sie sich eine Tätigkeit in Forschung und Lehre vorstellen.

fendt@em.uni-frankfurt.de



Mary Ann McLaughlin, 27, ist in den USA und im kleinen Dorf Langweiler im Kreis Kusel aufgewachsen. Sie hat in Mainz Linguistik mit dem Schwerpunkt Afrikanistik und Ethnologie und Afrikastudien studiert. Dort hat sie die Sprachen Bambara und Swahili gelernt. Nun absolviert sie in Frankfurt den Masterstudiengang »Sprache und Gesellschaft in Afrika« mit Schwerpunkt »Afrikanistik – soziale und historische Kontexte« und hat einen Sprachkurs zu Kinyarwanda belegt sowie einen Strukturkurs zu Lingala/Bangala. Beruflich könnte sie sich eine Tätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit vorstellen, aber auch in Forschung und Lehre. Während eines Praktikums im Afrikamuseum im belgischen Tervuren hat sie das Thema für ihre Masterarbeit gefunden, die sich kritisch mit Koloniallinguistik und Sprachpolitik im Kongo befassen soll.

mclmary94@icloud.com



Eintauchen in die neue Sprache

Wie Afrikanerinnen und Afrikaner
im Rhein-Main-Gebiet Deutsch lernen

von Axel Fanego Palat

In Afrika zu leben bedeutet, Vielsprachigkeit zu leben. Menschen, die in Europa einwandern, haben dadurch einen klaren Vorteil beim Deutschlernen. Dies zeigt eine sprachwissenschaftliche Studie im Rhein-Main-Gebiet.

Im schulischen Kontext sind wir es gewohnt, Sprachen systematisch zu lernen. Es geht darum, Grammatikregeln zu verstehen und anwenden zu können, Vokabeln in der Fremdsprache zu üben. Den Schülerinnen und Schülern in der Schule steht dabei eine Lehrkraft zur Seite, mit entsprechender Ausbildung und den erforderlichen Lehrmaterialien. Ohne diese Unterstützung fühlen sich Kinder und Jugendliche alleingelassen; die Aussicht, eine Sprache einfach so zu lernen – autodidaktisch gewisser-

maßen –, ist uns fremd. Genau das aber tun viele Menschen aus Afrika, die heute in Deutschland leben.

Menschen, die nach Deutschland einwandern, befinden sich in einer ähnlichen Ausgangslage wie Schülerinnen und Schüler: Auch sie wollen oder müssen neue Sprachen lernen (vgl. Esser, 2006) – und doch ist vieles anders. Und obwohl sie nicht jahrelang Vokabeln gepaukt und grammatische Regeln auswendig gelernt haben, können sie sich doch rasch verständigen, wie wir im Rhein-Main-Gebiet beobachten. Die Verständigung klappt meist schneller als im schulischen Fremdsprachenunterricht. Doch wie ist der Erfolg des nicht angeleiteten Sprachenlernens zu erklären? Um das herauszufinden, beobachten wir die Herangehensweisen von Personen, die aus Afrika zu uns kommen. Wir wollen ihre sprachlichen Vorer-

Das Projekt

Der RMU Initiativfonds Forschung hat ein Vorhaben mit zweijähriger Laufzeit (2019–2020) finanziert, in dessen Rahmen Fanego Palat die sprachliche Integration afrikanischer Migranten und Migrantinnen im Rhein-Main-Gebiet untersucht hat. Die Forschungen erfolgten in enger Zusammenarbeit mit dem Institut für Ethnologie und Afrikastudien der JGU Mainz. Neben Fanego Palat waren in diesem Projekt Jun. Prof. Dr. Nico Nassenstein, Dr. Sabine Littig und und Privatdozentin Dr. Klaudia Dombrowsky-Hahn tätig.

Literatur

Dombrowsky-Hahn, Klaudia, Fanego Palat, Axel, Littig, Sabine, and Nassenstein, Nico: Jenseits des Referenzrahmens: Erfahrungen Afrikanischer Migrant*innen mit Sprachlicher Integration im Rhein-Main-Gebiet, in: Afrikanische Sprachen in Europa, edited by Jürgen Erfurt and Peter Reimer, Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 98, Duisburg 2021, S. 157-88.

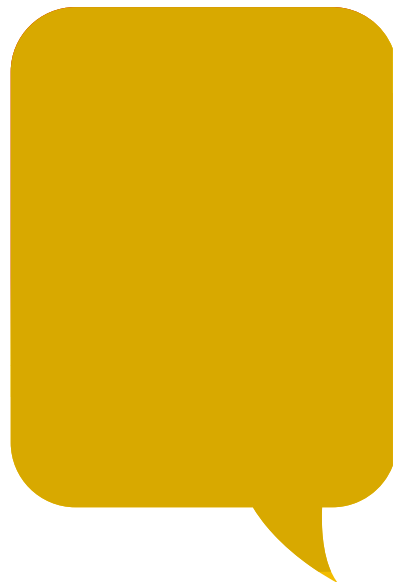
Esser, Hartmut: Migration, Language and Integration. AKI Research Review 4. Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte, Wissenschaftszentrum, Berlin 2006.

García, Ofelia: Problematizing Linguistic Integration of Migrants: The Role of Translanguaging and Language Teachers, in: The Linguistic Integration of Adult Migrants / L'intégration Linguistique Des Migrants Adultes: Some Lessons from Research / Les Enseignements de La Recherche, edited by Jean-Claude Beacco, Hans-Jürgen Krumm, David Little, and Philia Thalgott, De Gruyter Mouton, Berlin 2017, S. 11-26, 10.1515/9783110477498.

Littig, Sabine: Linguistic Choices in Multilingual Families. The Interactions of Ideologies and Family Language Policy. The Mouth. Critical Studies on Language, Culture and Society 8: 2021, S. 157-82.

Nassenstein, Nico: Une Promenade Linguistique with a Senegalese Street Vendor: Reflecting Multilingual Practice and Language Ideology in El Arenal, Mallorca. The Mouth. Critical Studies on Language, Culture and Society 2: 2017, S. 79-95.

Wolff, H. Ekkehard: Multilingualism, Translanguaging, and Linguistic Superdiversity: An Africanist's Perspective on Language, Nordic Journal of African Studies 27 (2): 2018, S. 21-21, <https://doi.org/10.53228/njas.v27i2.333>.



fahrungen kennenlernen und ihre Haltungen gegenüber und Vorstellungen über Sprache hören. Und hier lohnt es sich auch, den Blick auf Afrika zu richten, denn der sprachliche Alltag in Afrika ist meist komplex.

Sporadische Besuche im Sprachunterricht

Kajatu beispielsweise stammt aus Guinea in Westafrika. Als junge Frau lernt sie ihren deutschen Mann kennen. Mit ihm zieht sie vor gut zwanzig Jahren ins Rhein-Main-Gebiet. Bis zu diesem Zeitpunkt hat sie in verschiedenen Ländern Westafrikas gelebt, die alle von großer sprachlicher Vielfalt geprägt sind. Immer wieder hat sie neue Sprachen gelernt: Pular, Bambara, Maninka, Französisch, Fulfulde und schließlich Deutsch. Wir haben sie im Rahmen eines Projektes kennengelernt, das Aufschluss darüber geben sollte, wie Personen aus Afrika sich in Frankfurt sprachlich zurechtfinden.

Im Falle Kajatus ist klar: Sie findet sich sprachlich sehr gut zurecht – auch wenn sie selbst nicht ganz zufrieden ist damit. Den Sprachunterricht, den sie zu ihrer Anfangszeit in Deutschland besuchte, empfand sie nicht als sehr hilfreich. Sie hat ihn eher sporadisch verfolgt. Ganz ähnlich geht es Philipp aus Ghana, der seit den 1980er Jahren in Deutschland lebt. Er betont, ein offenes Wesen und etwas Mut genügte, um das für eine Unterhaltung nötige Deutsch zu lernen. Wie haben beide so gut Deutsch gelernt? Die Antwort auf diese Frage scheint in ihrer Haltung zu liegen, in ihren Erfahrungen mit Sprachen und in einer spezifischen kulturellen Kompetenz, die auf sprachliches Navigieren ausgerichtet ist.

Um es vorwegzunehmen: Afrikaner und Afrikanerinnen wie Kajatu und Philipp sind nicht etwa von Natur aus sprachbegabter als Menschen aus anderen Teilen der Welt. Andere

Dinge kommen ins Spiel. In weiten Teilen Afrikas verwenden Menschen mehrere Sprachen im alltäglichen Leben. Je nach Region sind diese nicht unbedingt miteinander verwandt und ähneln einander kaum. Unabhängig davon ist mehrsprachig zu sein der Normalfall, nicht die Ausnahme. Auch innerhalb Afrikas sind Menschen sehr mobil. Sie ziehen wegen Studium, Arbeitsmöglichkeiten oder aus familiären Gründen oft um. Dabei kommen sie auch immer wieder in ungewohnte sprachliche Umgebungen, in denen sie neue Sprachen lernen müssen. Dazu besuchen sie keine Abendschule – die wird in den seltensten Fällen angeboten. Stattdessen »tauchen sie ein« in die neue Sprache.



Sprachenlernen als kulturelle Fertigkeit

Dass dies gelingt, dazu tragen verschiedene Faktoren bei. Angesichts der alltäglichen Mehrsprachigkeit in den verschiedenen Heimatregionen in Afrika haben die

Menschen mehr Erfahrung mit dem Sprachenlernen. Sie beherrschen dies gewissermaßen als kulturelle Fertigkeit. Als solche ist sie im Prinzip unbewusst. Kajatu sagt im Gespräch, sie nehme das Deutsche so mit, ein bisschen hier und ein wenig da. Solche Beschreibungen sind charakteristisch für den Versuch, uns den nicht-angeleiteten Spracherwerb zu beschreiben.

Das bedeutet allerdings nicht etwa, dass das Thema Sprache undiskutiert bliebe. Ganz im Gegenteil. Littig (2021) betont, dass Familien mit afrikanischem Migrationshintergrund bewusst sprachpolitische Entscheidungen auf Mikroebene treffen. Personen, die als junge Erwachsene aus Afrika ins Rhein-Main-Gebiet kommen, bemühen sich aktiv darum, Deutsch zu lernen. So gut es geht, verfolgen sie die ihnen bekannten kommunikativen Strategien. Sie betonen aber auch die Bedeutung von formalen Sprachkursen, in denen sie unter Anleitung lernen.

Denn gänzlich ohne gesteuerte Sprachkurse geht es bei uns kaum. Bildung und Beruf erfordern Deutschkenntnisse, die sich an normativen Standards und Schriftkenntnis orientieren. Auch hier kann sich die Erfahrung mit der afrikanischen Sprachwirklichkeit günstig auswirken. Die eigene Mehrsprachigkeit erleichtert das Lernen einer weiteren Sprache. Gerade mit Blick auf den gesteuerten Spracherwerb spielen zusätzlich Faktoren wie Alter, Geschlecht, Bildungsniveau oder soziales Umfeld eine Rolle – und nicht zuletzt auch persönliche Begabung.

Sprache als Stigma

Unsere afrikanischen Gesprächspartner berichten von Grenzen, an die sie immer wieder stoßen. Nicht selten sind sie selbst mit ihren Deutschkenntnissen unzufrieden – sogar, wenn diese objektiv sehr gut sind. So erleben sie im beruflichen Alltag, auf der Straße, aber auch im persönlichen Umfeld, dass ihr Deutsch sie stigmatisiert. Bea war einst Lehrerin in Burkina Faso, Bintu zuvor im Kongo Juristin bei der Staatsanwaltschaft. In Deutschland arbeiten beide nun ungeachtet ihrer beruflichen Qualifikation in der Altenpflege.

Derartige Erfahrungen laufen dem Versprechen zuwider, dass eine gute Beherrschung des Deutschen den Weg ebne zu einer erfolgreichen Integration in allen Bereichen (Dombrowsky-Hahn et al., 2021). Dieses Versprechen ruft sowohl bei den Migranten selbst als auch in der Gesellschaft hohe Erwartungen hervor. Dies birgt allerdings auch die Gefahr, frustriert zu werden. Frustration untergräbt Motivation. Dabei gilt eine anhaltend gute Motivation jedoch als Voraussetzung für erfolgreiches Lernen.

Trugschluss von Sprachkompetenz auf Motivation

Hierbei müssen wir zwischen der *Notwendigkeit*, eine Fremdsprache zu lernen, und der *Motivation* unterscheiden. Wir kennen das selbst aus dem Sprach-

unterricht an der Schule. Zwei Fremdsprachen belegt zu haben, ist für das Abitur notwendig. Das allein bedingt bei Schülerinnen und Schülern aber nicht unbedingt einen Motivationsschub. Doch was genau versteht man unter Motivation? Beim Sprachenlernen können uns verschiedene Dinge motivieren: berufliche Perspektiven, persönliche Bindungen zu »anderssprachigen« Menschen oder intellektuelle Neugier. Leider lässt sich der Motivationsgrad nicht messen. Lediglich bedingt taugt er deswegen als erklärende Variable für erfolgreichen Spracherwerb. Nur im Nachhinein lässt sich sagen, dass die Motivation offensichtlich genügt hat, wenn jemand gut Deutsch als Fremdsprache beherrscht. Wo das nicht

der Fall ist, vermuten wir mangelnde Motivation. Die Schuld für mangelnde Motivation wird leider oft allein bei den Lernenden gesucht (»Reiß dich mal zusammen ...!«). Dies blendet völlig aus, dass die Menschen in der Umgebung des Lernenden eine fundamentale Bedeutung für das Funktionieren der Kommunikation und des Sprachlernens haben. Genau dies gehört zum Begriff des Spracherwerbs als soziokulturelle Praxis.

Vielsprachigkeit steigert das Sprachbewusstsein

In Afrika ist das sogenannte *Translanguaging* alltäglich (García, 2017; Wolff, 2018). Dieser wissenschaftliche Begriff ist ursprünglich geprägt worden im Zusammenhang mit bilingualer Erziehung. Er

wendet sich gegen eine weitverbreitete Annahme: dass Kinder Sprachen nur dann gut lernen, wenn sie diese strikt separat halten. Die afrikanische Erfahrungswelt unterstreicht, dass dies nicht zutrifft. Die stets mehrsprachigen Migrantinnen und Migranten aus Afrika greifen parallel auf ihr gesamtes sprachliches Wissen zu, egal welcher Sprache dies entstammt.

Vokabular und grammatische Strukturen aus den verschiedenen Sprachen, die sie kennengelernt haben, fügen sie kreativ zusammen. Dabei mischen sie nicht beliebig, ohne zu wissen, was sie täten. Ganz im Gegenteil: Sie stellen sich damit immer wieder auf wechselnde Gesprächssituationen ein. Manchmal geschieht dies fast unmerklich. Unser Interview führen wir auf Deutsch. Doch Kajatu verwendet Begriffe aus dem Bambara, wo deutsche Übersetzungsäquivalente fehlen. Plötzlich nimmt ihr Satzbau im Deutschen Formen an, die dem Maninka ent-

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Migrantinnen und Migranten aus Afrika stehen in Deutschland vor einem Motivationsdilemma: Sie haben den großen Wunsch, gut Deutsch zu lernen, und sehen dies auch als notwendig an. Im sprachlichen Alltag nehmen sie jedoch oft wahr, dass ihre Kenntnisse defizitär sind.
- Afrikaner im Rhein-Main-Gebiet lernen auffällig schnell Deutsch. Dies ist im Zusammenhang mit der sprachlichen Situation in ihrer Heimat zu sehen: Die Mobilität in Afrika ist groß, die Bevölkerung ist darauf angewiesen, immer wieder andere Sprachen zu erlernen.
- Translanguaging spielt in Afrika (in besonderem Maße) eine große Rolle: Diese Theorie geht davon aus, dass wir nicht mehrere Sprachen getrennt im Kopf »verwalten«, sondern unser gesamtes sprachliches Wissen stets gleichzeitig. Das »Mischen« von Sprachen behindert den Spracherwerb nicht; es fördert ihn.
- Unangeleiteter Spracherwerb, also in vielen Fällen auch das Deutschlernen im Migrationskontext, ist kein unreflektiertes Sprachlernen. Es handelt sich um eine kulturelle Fertigkeit, die die Menschen dabei durchaus bewusst diskutieren.

stammen: der Sprache ihrer Großmutter, von der sie gerade berichtet. Selbst Details ihrer Aussprache ändern sich in Abhängigkeit vom Thema, den Zuhörerinnen und ihrer Aufmerksamkeit. Nicht selten jedoch wird auch die Interviewerin bewusst aufgefordert, selbst etwas in einer anderen Sprache als Deutsch zu sagen.

Die Rollen der Befragten und der Zuhörer*in ändern sich im Gespräch wenigstens für kurze Zeit. Scherze und Wortspiele, die oft den Wechsel zwischen Sprachen beinhalten, werden eingeflochten in die Unterhaltung.

Der in Afrika oft kreative Umgang mit Sprache kann dem Einzelnen helfen, sein sprachliches Repertoire zu erweitern. Beispielsweise indem man über Sprache

spricht. Metasprachliche Diskussionen sind häufig. Sie enthalten Erklärungen, und sie liefern – was vielleicht noch wichtiger ist – viel Gelegenheit, sprachlich zu experimentieren. Eine weitere Strategie ist, die »Anteile« unterschiedlicher Sprachen im eigenen Diskurs auf das Gegenüber einzustellen, dabei jedoch nicht einfach dessen Sprache komplett zu übernehmen. Stattdessen wird durchaus auch »herausgefordert« (Nassenstein, 2017). Und es gibt auch lokale Sprachlehreexperten, deren Rat man sucht. Solche »fluiden« und vielfältigen Praktiken werden in Deutschland kaum geschätzt. Gute Sprachbeherrschung bedeutet, einem standardisierten Hochdeutsch so nah wie möglich zu kommen.

Dies erklärt die Diskrepanz zwischen der sehr guten kommunikativen Kompetenz, die wir bei Kajatu, Bea, Philipp und Bintu sehen, und deren Selbsteinschätzung, die weniger positiv ausfällt. Die Afrikanerinnen und Afrikaner, mit denen wir gesprochen haben, äußern immer wieder ihre Wahrnehmung, an Grenzen zu stoßen, sprachlich nicht weiterzukommen und den Anforderungen nicht zu genügen. Gleichzeitig kommunizieren sie täglich viel in deutscher Sprache.

Eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe

Es ist die alltägliche Erfahrung dieser Menschen, die mit Akzent sprechen oder beim Sprechen von grammatischen Normen abweichen, die sie in diese paradox anmutende Situation bringt. Sie begegnen Menschen, deren Deutsch dem Standard entspricht. Deren Reaktion auf das als unzureichend wahrgenommene Deutsch der Migrant*innen kann unterschiedlich ausfallen. Geringschätzend, paternalistisch, verunsichert. Nicht wenige zollen auch Anerkennung und ermutigen wohlmeinend. Doch selbst dies bedeutet im Unterton, es reiche (noch) nicht ganz. Das Signal, das die Migrant*innen erreicht, lautet: »Beheben Sie Ihr defizitäres Deutsch!«

Dort, wo multilinguale Praktiken wie das *Translanguaging* erfolgreich sind – beispielsweise in Afrika –, wird das Sprachlernen nicht auf die kognitive Aufgabe des Individuums reduziert. Es ist kulturelle Praxis sozialer Gemeinschaften. Dem steht ein normatives Sprachverständnis gegenüber, das in Deutschland die Einschätzung sprachlicher Kompetenz prägt. Auf diesen tief verankerten kulturellen Unterschied aber haben die afrikanischen Zuwanderer keinen Einfluss. An dieser Stelle ist migrantischer Spracherwerb auch eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe in Deutschland, an der wir alle mitwirken sollten. ●



Der Autor

Axel Fanego Palat (geb. Fleisch), Jahrgang 1968, arbeitet seit 2018 als Professor für Afrikanistik an der Goethe-Universität. Er hat Afrikanistik, Geografie, allgemeine Sprachwissenschaft und Völkerkunde in Köln studiert und wurde dort auch promoviert. Anschließend war er Postdoc in Berkeley (Kalifornien), danach lehrte er zehn Jahre als Professor für Afrikanische Studien in Helsinki (Finnland). In seiner Forschung interessiert sich Fanego Palat für die Beziehung zwischen Sprache und Identität, für Migrationslinguistik und für die Wahrnehmung Afrikas in akademischen und öffentlichen Diskursen. Unter dem Titel »Afrika macht Schule« hat er ein Schulprojekt initiiert. Axel Fanego Palat ist beteiligt am LOEWE Schwerpunktprogramm »Minority studies – Language and Identity«, das von 2020 bis 2023 läuft.

fanego@em.uni-frankfurt.de

Mein erster Aufenthalt an der Goethe-Universität war 2015: Damals nahm ich an einem Treffen von Entwicklungsexperten teil, es ging um NGOs in Burkina Faso in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Im Herbst 2017 kam ich dann noch einmal mit einem DAAD-Stipendium nach Frankfurt, um eine Studie mit einer Bilanz des Beitrags von NGOs zur Entwicklung von Burkina Faso fertigzustellen.

Obwohl viele NGOs in Burkina Faso präsent sind und obwohl sich die Regierung bemüht, gefährdete Bevölkerungsgruppen zu unterstützen, gibt es große Herausforderungen. Die Motive für die Gründung von NGOs sind sehr unterschiedlich: die Beseitigung der Armut, die Bekämpfung des Analphabetismus und die Beratung von Frauen und jungen Menschen, insbesondere im Hinblick auf eine bessere Bildung. Manche Organisationen bieten auch technische, staatsbürgerliche und praktische Schulungen für Dorfbewohner an, unterstützen finanziell und technisch die Umsetzung von Projekten der Landwirte, fördern wirtschaftliche Aktivitäten.

Während meines Aufenthaltes konnte ich wissenschaftliche Vorträge von Kollegen der Abteilung hören und das NGO-Kolloquium »Vergessene Geschichten und vernachlässigte Lebenswelten« besuchen. Die zweite Phase meines Aufenthalts bestand

»Ein guter Ort für afrikanische Forscher«



Professor Dr. Alain Joseph Sissao, 59, forscht am Institut für Sozialwissenschaften (INSS) des Nationalen Zentrums für wissenschaftliche und technologische Forschung (CNRST) und ist Forschungsdirektor an der Norbert Zongo Universität in Koudougou/Burkina Faso.

aus Besuchs- und Arbeitssitzungen, zum Beispiel mit Professor Roland Hardenberg, dem Direktor des Frobenius-Instituts. Wir sprachen über eine Forschungs Kooperation

mit Burkina Faso sowie über die Übersetzung einer Sammlung von Erzählungen. Mit Professor Mamadou Diawara, dem stellvertretenden Direktor des Frobenius-Instituts, sprach ich über die Zusammenarbeit von Point Sud mit dem Institut für Gesellschaftswissenschaften in Ouagadougou sowie über die Perspektiven für die zukünftige Zusammenarbeit mit Forschern in Burkina Faso.

Es versteht sich von selbst, dass mir diese Gemeinschaft viel gebracht hat. Ich hatte perfekte Arbeitsbedingungen: ein Büro mit Internetanschluss, eine auf mein Arbeitsgebiet hochspezialisierte Bibliothek, fruchtbare Kontakte zu kompetenten und anspruchsbaren Kollegen. Zudem habe ich viel gelernt über die Funktionsweise deutscher Forschungs- und Wissenschaftseinrichtungen.

Die Goethe-Universität in Frankfurt ist ein guter Ort für afrikanische Forscher, um an vielversprechenden Forschungsfragen zu arbeiten. Die Gastfreundschaft von Universitätsverwaltung und Kollegen machte meinen Aufenthalt fruchtbar und angenehm. Der Austausch mit europäischen Wissenschaftlern ist wichtig. Wir sollten gemeinsam Lösungen für Entwicklungsfragen finden. Insbesondere mit meinem Kollegen Professor Hans Peter Hahn, mit dem ich seit 2015 zum Forschungsthema der NGOs in Burkina Faso arbeite, plane ich gemeinsame Publikationen.

Wissenschaftler zu Besuch an der Goethe-Universität

Am 21. Oktober 2018 bin ich in Frankfurt angekommen, das Abenteuer meines Forschungsaufenthaltes an der Goethe-Universität konnte beginnen. Im Rahmen meiner Doktorarbeit wollte ich herausfinden, welche Rolle traditionelle weibliche Führungspersonlichkeiten in den Entwicklungsprogrammen der Vereinten Nationen (United Nations Development Programme, UNDP) in Ghana spielen. Zu Beginn meines Projekts habe ich mich selbst finanziert, später erhielt ich dann ein Stipendium der Andrea von Braun-Stiftung und von der Goethe-Universität Fördermittel für die Feldforschung. Um das Ergebnis meiner Arbeit vorwegzunehmen: Ich fand heraus, dass weibliche Führungsfiguren wie Königinmütter, Priesterinnen und weibliche Familienoberhäupter, obwohl sie mit größeren Schwierigkeiten im lokalen politischen Geschehen in Zentralghana konfrontiert sind, zu wichtigen Akteuren im Kampf gegen Hunger, Armut, Krankheit und Umweltverschmutzung geworden sind.

Ich hatte zuvor an der Universität Ghana meinen Bachelor in Politikwissenschaft gemacht, danach einen Master in Human Security, einem Teilbereich der Anthropologie, an der Universität Aarhus (Dänemark). Frankfurt am Main mit seiner unglaublichen

»Ich bin ein Frankfurter«



Thompson Gyedu Kwarkye, 31, hat im Juni 2022 seine Promotion am Institut für Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt abgeschlossen. Der Titel seiner Dissertation: Women in Local Governance. Exploring Nawuri Women Leaders in Human Security in Kpandai District, Ghana.

Skyline, mit seinem quirligen Nachtleben und seiner multikulturellen Vielfalt sollte nun für die nächsten dreieinhalb Jahre mein Zuhause sein. Am Institut für Ethnologie an der Goethe-Universität ist mein Interesse an der ethnologischen Forschung immer mehr

gewachsen. Die hervorragenden Professoren hier, die gut ausgestattete Bibliothek am Frobenius-Institut, der Zugang zu einem Arbeitsplatz, vor allem aber die zahlreichen Kolloquien, Workshops und Seminare haben mich sehr vorangebracht.

Als Afrikaner, der in Europa über Afrika forscht, waren Zusammenarbeit, Networking und die Teilnahme an Konferenzen und Arbeitsgruppen für mich lebensnotwendig. Ich habe dabei wichtige Erfahrungen gemacht und mir Fähigkeiten angeeignet wie Projektmanagement, Kommunikation, Präsentation und Deutschkenntnisse. Im Austausch mit europäischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern habe ich erfahren, wie alternative Sichtweisen zu innovativen Lösungen führen können.

Die größte Überraschung für mich war die Beharrlichkeit von Bürokratie und Papierkram nicht nur an der Universität, sondern auch in der Stadt Frankfurt. Trotzdem bin ich sehr dankbar, dass ich in Frankfurt sein konnte; die unterschiedlichen Menschen, die ich an der Universität getroffen habe (manche nenne ich stolz meine Freunde), das tolle Essen und Trinken und die moderne Ästhetik der Stadt haben mich immer wieder begeistert, und ich kann sagen: Ich bin ein Frankfurter.



من أجل 6 فيفري يومًا وطنيًا
لمناهضة الإرهاب
والاعتقال السياسي

ف الحقيقة
حاكمة القتلة
المحاسبة

FRIEDEN, DEMOKRATIE,
ZUKUNFT

Ein Land zwischen Hoffnung und Ungewissheit

Demokratie, Mobilität und Biotechnologie in Tunesien nach 2011

von Veit Bachmann, Kmar Bendana, Betty Rouland

Wie hat sich die tunesische Gesellschaft nach der Revolution im Jahr 2011 entwickelt? Ist das nordafrikanische Land tatsächlich auf dem Weg zu einer Demokratie? Der humangeografische Blick nach Tunesien vermittelt ein widersprüchliches Bild.

Die arabischen Revolutionen der Jahre 2010/2011 nahmen in Tunesien ihren Anfang. Wir vermeiden bewusst die Begriffe »Jasminrevolution« oder »Arabischer Frühling«, da diese eine europäisch-romantisierende Sichtweise auf diese Revolutionen implizieren. Im Falle Tunesiens hat sich der Begriff der »Revolution der Würde« etabliert, um auszudrücken, dass im Kern der Aufstände die Forderung nach Würde stand: Menschenwürde, Würde gegen Polizeiwillkür, die Würde, sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu können, die Würde der Freiheit und die Würde, über den eigenen Körper verfügen zu können – und die Würde, sich über nationalstaatliche Grenzen hinweg frei bewegen zu können.

Weder in Tunesien noch in einem anderen arabischen Staat wurden alle Hoffnungen erfüllt, die in die Volksaufstände gesetzt worden waren. Es ist jedoch unstrittig, dass die Proteste, ausgelöst durch die Selbstverbrennung des Gemüsehändlers Mohamed Bouazizi am 17. Dezember 2010 in der zentraltunesischen Kleinstadt Sidi Bouzid, zahlreiche Länder in Nordafrika und im Nahen Osten massiv verändert haben.

Politische Hoffnung, Frustration und Ungewissheit

Während die tragische Situation in Syrien in europäischen Medien durchaus Beachtung fand

und noch immer findet und zeitweilig auch über die Lage in Ägypten und Libyen berichtet wird, finden die Entwicklungen in Tunesien weitaus seltener Eingang in Zeitungen und Nachrichtensendungen. Dies ist insofern auch als positives Zeichen zu sehen, weil es wohl unter anderem damit zusammenhängt, dass es hier so gut wie keine gewaltsamen Auseinandersetzungen gibt. Ein weiterer Grund der medialen Abstinenz mag aber in der Komplexität der Entwicklungen in Tunesien liegen, die äußerst schwierig zu entschlüsseln ist.

Bild links: Im Februar 2022 demonstrieren tunesische Männer und Frauen in Erinnerung an die Ermordung des linken Oppositionsführers Chokri Belaïd in Tunis.

Bild unten: »From Tunisia to the Arab World« – Graffiti in der Medina von Tunis, dem historischen Zentrum der tunesischen Hauptstadt.





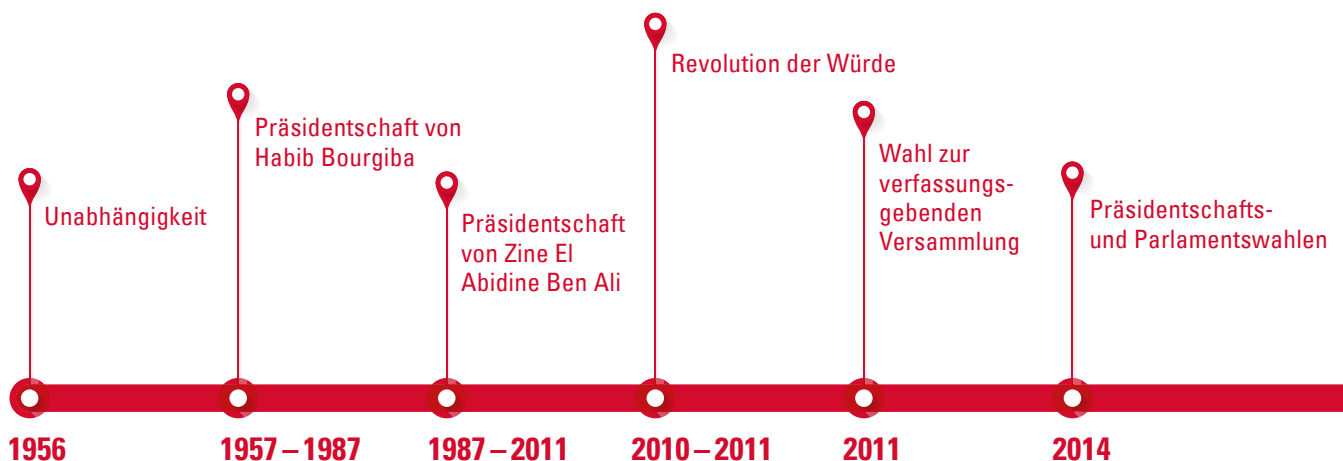
Tunesische Privatkliniken wie das Krankenhaus mit Notaufnahme in Djerba (links) oder das Kinderwunschzentrum in Tunis (rechts) sind begehrt bei ausländischen Patientinnen und Patienten.

Trotz aller Probleme im Land sind die Tunesierinnen und Tunesier stolz auf ihre Revolution. Tunesien ist das einzige Land der Revolutionen, das sich in eine demokratische Richtung entwickelt hat. In Tunesien haben sich über das vergangene Jahrzehnt eine (relativ) freie Presse, eine aktive Zivilgesellschaft und eine äußerst lebendige und kritische Kunst- und Kulturszene herausgebildet. Die wirtschaftliche Lage bleibt jedoch angespannt. Die wirtschaftliche Perspektivlosigkeit, vor allem für die junge Bevölkerung, und die anhaltende Korruption rücken erneut die Frage nach Würde in den Vordergrund.

Darüber hinaus werfen die aktuellen politischen Entwicklungen (siehe auch Zeitstrahl unten) Zweifel an der Nachhaltigkeit und Stabilität der demokratischen Strukturen auf: Am 30. März 2022 hat der vierte Präsident der tunesischen Republik, Kaïs Saïed, das Parlament aufgelöst. Diese Entscheidung eröffnet ein weiteres Kapitel der komplexen politischen Krise, die seit dem Sommer 2019 andauert. Der Tod des zuvor amtierenden Präsidenten Béji Caïed Essebsi im Juli 2019 führte zu vorgezogenen Wahlen im Herbst desselben Jahres, bei denen Kaïs Saïed

überraschend als politischer Quereinsteiger ins Präsidentenamt gewählt wurde. Im Juli 2021 suspendierte Kaïs Saïed das Parlament, entließ den Regierungschef Hichem Mechichi und rief den Ausnahmezustand aus. Die Entscheidung kann auch als Reaktion auf die andauernden politischen Konflikte sowie die wiederholten Blockaden innerhalb des Parlaments gewertet werden. Seit dem 22. September 2021 wird die Politik des Landes durch Gesetzesdekrete bestimmt, und seit dem 11. Oktober 2021 bildet ein neues Regierungsteam um Najla Bouden die Exekutive.

Nach einer Phase, in der von allen Bürgerinnen und Bürgern Tunesiens Vorschläge zur Überarbeitung der Verfassung eingereicht werden konnten, soll am 25. Juli 2022 per Volksentscheid über einen darauf aufbauenden Verfassungsentwurf abgestimmt werden. Am 17. Dezember 2022, dem zwölften Jahrestag der Selbstverbrennung Mohamed Bouazizis, sollen dann verfassungskonforme Parlamentswahlen stattfinden. Das symbolträchtige Datum dieser Wahl soll wohl Präsident Saïed als legitimen »Vollender« der Revolution suggerieren.





Die demokratische Entwicklung in Tunesien seit 2011 ist somit zwar nach wie vor positiver zu beurteilen als in anderen Ländern der arabischen Revolutionen. Nichtsdestotrotz machen vor allem die aktuellen Entwicklungen unter Saïeds Präsidentschaft deutlich, welche enorme Herausforderungen jeglicher Demokratisierungsprozess mit sich bringt und wie notwendig es ist, dass die Zivilgesellschaft wachsam bleibt. Die politische Zukunft des Landes bleibt spannend und durchaus auch ungewiss.

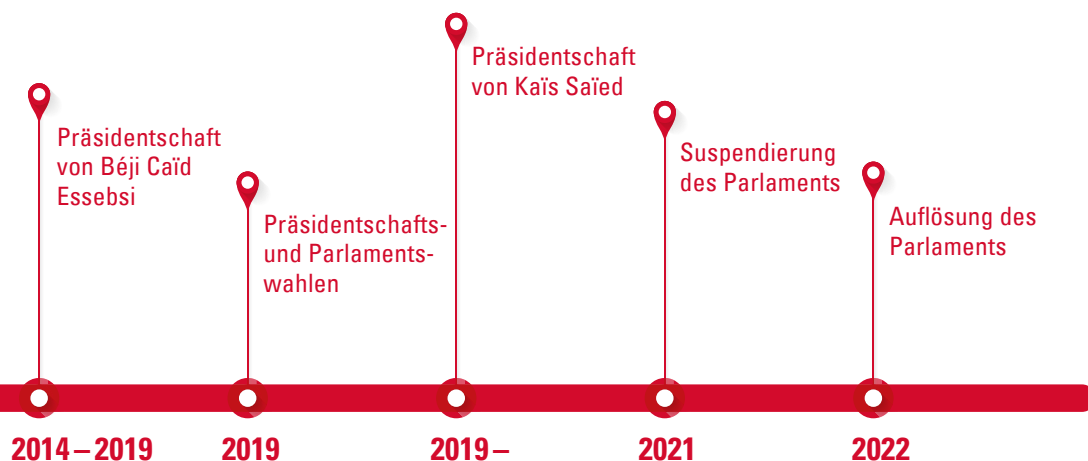
Wirtschaftliche Adaptionfähigkeit?

Auch die wirtschaftliche Lage im Land ist komplex. Die Entwertung der Landeswährung (Tunesische Dinar), die instabile geopolitische Lage in der Region und die enormen Schwankungen im Tourismussektor – nicht zuletzt infolge der Terrorattentate in Tunis und Sousse im Jahr 2015 sowie der Coronakrise – stellen die Wirtschaft vor enorme Herausforderungen. Es gibt jedoch auch einige Erfolgsgeschichten, die allerdings oft wenig sichtbar sind. Auf alle Fälle erscheint es insbesondere seit dem Sturz des autokratischen Ben-Ali-Regimes im Jahr 2011 notwendig, die

ökonomische Bilanz Tunesiens differenziert zu betrachten. Zahlreiche wirtschaftliche Dynamiken entwickeln oder verstärken sich im Zuge der neu gewonnenen Freiheiten. Oft lassen sich diese Dynamiken jedoch nur schwer erfassen, da makroökonomische Indikatoren (wie offizielle Zahlen zu Bruttoinlandsprodukt oder Wirtschaftswachstum) bestimmte Realitäten nicht wiedergeben und die Dynamiken somit nicht sichtbar gemacht werden.

Tunesien ist bekannt als Land der »débrouillardise« (Einfallsreichtum/Pfiffigkeit) mit enormer Anpassungsfähigkeit. Der informelle Sektor, also wirtschaftliche Aktivitäten, die nicht staatlich erfasst oder kontrolliert werden, wird auf mehr als 50 Prozent der Wirtschaftsleistung geschätzt. Die wirtschaftlichen und sozialen Dynamiken sind somit weitaus komplexer, als dies die offizielle Statistik suggeriert. Sie stützen sich auf eine bunte Mischung von einheimischen Akteuren, die für große Teile des Privatsektors und die informellen Logiken der tunesischen »débrouillardise« charakteristisch sind. Erst ein qualitativer Blick von »unten« und aus der breiten Basis der Gesellschaft könnte ein realistisches Bild ergeben.

Innenhof eines Pflegeheims und Rehabilitationszentrums für eine internationale Klientel in Tunis.



Gesundheitstechnologien als Exportschlager

Ein hierzulande wenig beachtetes Beispiel für die tunesische Innovationsstärke und das Zusammenwirken formeller und informeller Wirtschaftsstrukturen ist die Entwicklung des privaten Gesundheitssektors. Im Zusammenspiel wachsender Mobilität in der Region, der vorhandenen Expertise im Bereich der Biotechnologie und neuen, digitalen Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten entwickelten sich hoch spezialisierte Gesundheitsdienstleistungen zum tunesischen »Export«schlager. Qualitativ auf höchstem Niveau, bieten tunesische Privatkliniken unterschiedliche medizinische Behandlungen für eine ausländische Klientel zu sehr attraktiven Preisen an. Ein Vorzug dieses Angebots ist, dass (potenzielle) Patientinnen und Patienten unproblematisch nach Tunesien einreisen können; wer sich hier behandeln lassen möchte, muss sich nicht wie in den Ländern der EU einer

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Tunesien ist das einzige Land im arabischen Raum, das sich nach der Revolution in eine demokratische Richtung entwickelt hat. Doch das Land steht vor großen Herausforderungen.
- Die wirtschaftliche Situation ist komplex. Mehr als 50 Prozent der Wirtschaftsleistung geht auf den informellen Bereich zurück. Tunesien gilt als besonders ideenreiches Land.
- Viel Dynamik ist im Gesundheitssektor. Hochwertige Gesundheitsleistungen zu attraktiven Preisen locken Patienten aus dem umliegenden Ausland an.
- Die Kehrseite dieser Erfolgsgeschichte ist eine Schwächung des öffentlichen Gesundheitswesens zum Nachteil einheimischer Patienten.



Das Autorenteam

Veit Bachmann, Kmar Bendana, Betty Rouland forschen gemeinsam im Rahmen des an der Goethe-Universität angesiedelten deutsch-französischen Projekts IMAGEUN («In the Mirror of the European Neighbourhood (Policy): Mapping Macro-Regional Imaginations»).

Veit Bachmann ist Geograph am Institut für Humangeographie der Goethe-Universität und arbeitet zu Fragen europäischer Integration, zu Außenbeziehungen und Entwicklungszusammenarbeit. **Kmar Bendana** ist Historikerin an der Université de Manouba und am Institut de Recherche sur le Maghreb Contemporain in Tunis und forscht zur Neueren Geschichte und den Außenbeziehungen Tunesiens.

Betty Rouland ist Geographin und wissenschaftliche Koordinatorin des Forschungsbereichs »Health/Santé« am Institut Convergences Migrations in Paris. Zuvor hat sie an der Schnittstelle Gesundheit und menschliche Mobilität am Institut de Recherche sur le Maghreb Contemporain in Tunis gearbeitet.

bachmann@em.uni-frankfurt.de

kkbendana@gmail.com

betty.rouland@college-de-france.fr

restriktiven und zum Teil als entwürdigend empfundenen Visapolitik unterwerfen.

Vor diesem Hintergrund hat sich Tunesien zu einem Kernland globaler »therapeutischer Mobilität« entwickelt, vorwiegend genutzt von einem Stammpublikum aus den maghrebini-schen Nachbarländern Libyen, Algerien und Mauretanien sowie dem frankophonen Afrika. Die Diagnosen und Therapien, die den Reiseanlass bilden, sind vielfältig. Ästhetische Chirurgie, ein klassischer Grund für therapeutische Mobilität, ist dabei nur eines von vielen medizinischen Feldern. Häufig werden komplexe und lebenswichtige Spezialbehandlungen durchgeführt aus dem Bereich der Onkologie oder der orthopädischen Chirurgie, die in den Herkunftsländern nicht möglich sind. Viele Paare reisen auch wegen einer Kinderwunschbehandlung ein – ein gesellschaftlich hochsensibles Nischenfeld, auf das tunesische Kliniken spezialisiert sind und das viel Geld einbringt. Beeinträchtigungen der Fruchtbarkeit sind mehr als andere Gesundheitsprobleme gesellschaftlich stark stigmatisiert. Entsprechende Behandlungen, ja schon die Anreise selbst, werden unter Wahrung höchster Diskretion durchgeführt. Neben der eigentlichen Behandlung in einer tunesischen Klinik hat sich dabei ein komplexes Netzwerk aus Vermittlern, Online-Dienstleistungen (wie zum Beispiel Konsultationen, Informationsaustausch, Blogs und Foren, Aufenthaltsplanung et cetera), Reiseunternehmen, Pflegeheimen, Hotels und anderen Unterkünften entwickelt, welches durch ein vielschichtiges Zusammenspiel formeller und informeller Praktiken agiert.

Der weitaus bekanntere Begriff des »Medizintourismus« ist hier wenig passend, da Patientinnen und Patienten aufgrund von medizinischer Notwendigkeit, nicht als Freizeitaktivität oder zur Erholung, nach Tunesien reisen. Touristische Aspekte spielen so gut wie keine Rolle, denkt man etwa an die Behandlung von Kriegsverletzungen aus dem benachbarten Libyen. Darüber hinaus ist, nicht zuletzt durch die Länge der Aufenthalte, ihr Pro-Kopf-Beitrag zur tunesischen Wirtschaft weitaus diverser und umfangreicher als reiner Strandtourismus in oft ausländischen Hotelketten.

Der internationale und wirtschaftliche Erfolg des privaten Gesundheitssektors in Tunesien weist jedoch auch eine Kehrseite auf. Wie viele von privater Hand betriebene Globalisierungsprozesse gehen auch die hier dargelegten Entwicklungen auf Kosten der öffentlichen Daseinsvorsorge. Gesundheitspersonal wird dem öffentlichen Sektor entzogen und wandert in den Privatsektor. Hinzu kommt, dass europäische Länder (vor allem Deutschland und Frankreich) aktiv Kräfte abwerben. Welche Auswirkungen dies auf das öffentliche Gesundheitswesen in Tunesien hat, wurde insbesondere in der Coronakrise der Jahre 2020/2021 deutlich. Die qualitativ hochwertigen Leistungen des Privatsektors sind für einen Großteil der tunesischen Bevölkerung unerschwinglich.

»Entwicklung« und Globalisierung *made in Africa*

Aus humangeografischer Sicht weist das grenzüberschreitende Geschäft mit der Gesundheit eine Vielzahl von Aspekten auf. Stichworte sind die wachsende Ungleichheit, die gesamtwirtschaftliche Entwicklung, die Rolle formeller und informeller Ökonomie, sowie der Spitzenbiotechnologie, aber auch Fragen nach restriktiver europäischer Grenzpolitik, internationaler Mobilität und neuen Möglichkeiten der Digitalisierung. Jedenfalls verdient dieses bislang wenig sicht-



Stadtzentrum von Tunis am 14. Januar 2016: Der fünfte Jahrestag der Flucht Ben Alis, des durch die Revolution vertriebenen Autokraten, nach Saudi-Arabien trieb viele Menschen auf die Straßen.

bare Globalisierungsphänomen, das aus dem eurozentristischen Blickwinkel kaum wahrgenommen wird, unbedingt mehr Beachtung von Politik und Forschung. Es entzieht sich einem schnellen Urteil: Denn einerseits trägt es zu wachsender Ungleichbehandlung im tunesischen Gesundheitssystem bei, ist aber andererseits für Patientinnen und Patienten lebensentscheidend – und für die tunesische Wirtschaft von zunehmender Bedeutung. Immerhin: Die dadurch in Gang gesetzten Entwicklungsprozesse entstehen aus sich heraus und sind voll- auf afrikanisch – sie kommen gänzlich ohne paternalisierende Programme europäischer Entwicklungszusammenarbeit aus. ●

Heimvorteil?

Ein kollaboratives Forschungsprojekt untersucht lokale Perspektiven auf die Friedensbemühungen afrikanischer Regionalorganisationen

von Antonia Witt, Omar M. Bah, Sophia Birchinger, Sait Matty Jaw, Adjara Konkobo und Simone Schnabel



Wenn in afrikanischen Ländern geputscht wird, ruft das Regionalorganisationen auf den Plan, die sich um die Wiederherstellung der Demokratie bemühen – durchaus mit Erfolg. Doch wie sehen die Menschen vor Ort diesen Einsatz? Darüber forscht ein länderübergreifendes Team aus der Friedens- und Konfliktforschung.

Im Jahr 2021 gab es so viele erfolgreiche Putsch in Afrika wie seit Ende der 1990er Jahre nicht mehr, nämlich fünf an der Zahl: In Mali, Guinea, im Sudan und in Burkina Faso wurden Regierungen durch das Militär gestürzt. Im Tschad ist die Macht nach dem Tod des Präsidenten einfach an seinen Sohn weitergegeben worden, ebenfalls ein »nichtdemokratischer Regierungswechsel« und somit ein Putsch. Dass Putsche seit Beginn der 1990er Jahre eigentlich rückläufig waren, ist auch dem Einsatz afrikanischer Regionalorganisationen wie der Afrikanischen Union (AU) und der Westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft (ECOWAS) zu verdanken. Beide Organisationen haben Regelwerke beschlossen, mit denen sie Putsche verurteilen und Regierungen, die auf nichtverfassungsmäßigen Wegen an die Macht kommen, aus den Organisationen ausschließen. Die Regierungen verlieren ihr Stimmrecht und werden international isoliert. Mehr noch: Die Anti-Putsch-Normen geben beiden Organisationen auch ein Mandat, im Falle eines Putsches für die »Wiederherstellung konstitutioneller Ordnung« zu sorgen, durch Mediation und Verhandlungen, Sanktionen oder auch – wenn nötig – durch die Androhung oder Anwendung von Gewalt. Denn Putsche haben nicht nur Auswirkungen auf die politischen und sozialen Ordnungen in den betroffenen Ländern, sondern sind auch eine Bedrohung für Frieden und Sicherheit in der gesamten Region.

Seit der Gründung der Afrikanischen Union 2001 haben in 15 afrikanischen Ländern solche regionalen Bemühungen zur Wiederherstellung konstitutioneller Ordnung stattgefunden. Sie sind Ausdruck einer immer größeren Verantwortungsübernahme afrikanischer Akteure für Frieden und Sicherheit auf dem Kontinent. Doch wie nehmen Bürgerinnen und Bürger der

betroffenen Länder diese Interventionen wahr? Wie bewerten sie diese? Und welche Erwartungen haben sie an afrikanische Regionalorganisationen und ihre Rolle in der friedlichen Konfliktbeilegung? Diesen Fragen gehen wir unter Rückgriff auf kollaborative Forschungsmethoden in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Projekt nach (siehe Infokasten S. 33). Dabei untersuchen wir, wie Interventionen von AU und ECOWAS in Burkina Faso (2014/15) und Gambia (2016/17) lokal wahrgenommen wurden. In beiden Ländern intervenierten AU und ECOWAS infolge von politischen Krisen: In Burkina Faso wurde 2014 Präsident Blaise Compaoré, der das Land 27 Jahre regiert hatte, von einer breiten sozialen Bewegung gestürzt. In Gambia weigerte sich der damals amtierende Präsident Yahya Jammeh, seine Niederlage bei der Präsidentschaftswahl 2016 anzuerkennen. Während AU und ECOWAS in Burkina Faso vor allem durch Mediation, Verhandlungen und Sanktionen versuchten, die konstitutionelle Ordnung wiederherzustellen, wurde die regionale Intervention in Gambia auch durch eine militärische Präsenz unterstützt, die Jammeh schließlich zum Einlenken zwang.

Warum lokale Wahrnehmungen wichtig sind

»Wahrnehmungen«, darunter versteht man interpretierte Erfahrungen. Sie sind zwar subjektiv, haben aber gleichzeitig soziale Wirkung, weil sie das Ver-

Bild links: Moderator Dr. Amado Kaboré vom Institut des Sciences des Sociétés mit Teilnehmenden einer Fokusgruppe in Djikôfê, Ouagadougou, Burkina Faso.

Bild unten: Beim Treffen einer Fokusgruppe in Kanifing in der Hauptstadtregion Greater Banjul Area, Gambia.





picture alliance/Reuters, Vincent Bado

Am 24. Januar 2022 wurde der Präsident von Burkina Faso, Roch Marc Kaboré, festgenommen. Vor dem Militärlager Guillaume Ouédraogo versammeln sich die Menschen, um der Armee ihre Unterstützung zu zeigen, und werden von Soldaten weggeschickt.

Mehr Informationen über das Projekt

<https://www.hsfk.de/forschung/projekte/projekt/lokale-wahrnehmungen-regionaler-interventionen-au-und-ecowas-in-burkina-faso-und-gambia>

halten von Individuen und Kollektiven prägen. Der Begriff wird ganz bewusst in seiner Pluralform verwendet, denn es geht darum, die Vielfalt und Komplexität lokaler Perspektiven abzubilden.

Obwohl es ein gesteigertes wissenschaftliches Interesse an afrikanischen Regionalorganisationen und ihren Aktivitäten für Frieden und Sicherheit gibt, ist die Frage, wie diese lokal wahrgenommen werden, bisher nicht systematisch erforscht worden. Diese Blindstelle ist wenig nachvollziehbar, ist doch bei Interventionen anderer Akteure wie etwa solchen der Vereinten Nationen oder einzelner Staaten hinlänglich belegt, dass es zwischen den Zielen internationaler Interventions und denen der lokalen Bevölkerung große Unterschiede gibt. Lokale Wahrnehmungen sind also ein Schlüssel zum Verständnis divergierender Vorstellungen von Frieden, Sicherheit und Ordnung sowie der Konflikthaftigkeit von Interventionen. Sie geben auch Aufschluss darüber, wie nachhaltig internationale Friedensbemühungen sind, denn ohne die Zustimmung und Unterstützung der lokalen Bevölkerung ist ein Erfolg nicht sehr wahrscheinlich.

Die bisherige Blindstelle in der Forschung spiegelt den nach wie vor kolonial geprägten Blick auf afrikanische Institutionen und Akteure wider. Auf der einen Seite wird gerade afrikanischen Regionalorganisationen aus der Außen-

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Seit 2001 kümmern sich afrikanische Regionalorganisationen wie die Afrikanische Union (AU) oder die Westafrikanische Wirtschaftsgemeinschaft (ECOWAS) im Krisenfall um die Wiederherstellung konstitutioneller Ordnung.
- Ein kooperatives Forschungsprojekt untersucht die Wahrnehmung und Akzeptanz dieser Bemühungen bei der Bevölkerung in Burkina Faso und Gambia. Dieser Blickwinkel ist bisher eine Leerstelle in der Forschung.
- Das Ergebnis ist komplex, zeigt jedoch: Es gibt hohe Erwartungen an das Handeln innerafrikanischer Organisationen – obwohl die Erfahrungen nicht durchweg positiv waren.
- Interessant ist die unterschiedliche Wahrnehmung je nach Bevölkerungsgruppe: In Burkina Faso sind es die Eliten, die die Regionalorganisationen besonders kritisch sehen, in Gambia hingegen ist es die breite Bevölkerung, während die politischen Eliten deren Engagement als erfolgreich wahrnehmen.



perspektive häufig ihre Wirksamkeit abgesprochen. Sie werden als »Papiertiger« angesehen, deren Politiken wenig Effekt auf das Leben afrikanischer Bürgerinnen und Bürger haben – womit sich auch eine Erforschung ihrer lokalen Wahrnehmung erübrigt. Auf der anderen Seite gibt es auch den verklärten Blick auf afrikanische Regionalorganisationen, der insbesondere auf der Annahme fußt, dass sie – anders als globale Akteure wie die Vereinten Nationen – eine Art Heimvorteil haben, größere lokale Akzeptanz genießen und gerade im Rahmen von Friedensbemühungen für lokal angepasste Lösungen arbeiten.

Dass dies nicht immer der Fall ist, zeigen auch die Entwicklungen in Mali, Burkina Faso und Guinea, wo es jüngst wiederholt öffentliche Proteste gegen die laufenden Bemühungen der AU und ECOWAS zur Wiederherstellung konstitutioneller Ordnung gibt. Werden afrikanische Regionalorganisationen lokal also doch wesentlich kritischer gesehen, als es die Forschung gemeinhin annimmt?

Umstrittener und anerkannter zugleich

Auf der Grundlage von über 20 Fokusgruppen und mehr als 150 Interviews, die wir zwischen Januar 2020 und April 2022 in verschiedenen Städten und ländlichen Gegenden in Burkina Faso und Gambia durchgeführt haben, können wir eine empirisch fundierte, differenziertere Antwort auf diese Frage geben.

Erstens zeigt unsere Forschung, dass sich die lokalen Wahrnehmungen stark voneinander unterscheiden. Dieselben Interventionen werden von verschiedenen sozialen Gruppen und Individuen sehr unterschiedlich erlebt und interpretiert. In beiden Ländern werden AU und ECOWAS von den einen als voreingenommen, arrogant und von Staatschefs und deren Interessen dominiert wahrgenommen. Von anderen hingegen gibt es eine große Anerkennung für die aus Sicht dieser Menschen erfolgreiche Beilegung der politischen Krisen und die Wiederherstellung des »normalen Lebens«. Beide Organisationen sind also zur gleichen Zeit lokal umstrittener als auch anerkannter, als es bisher häufig angenommen wird.

Zweitens zeigt sich, dass viele Menschen trotz deutlich geäußerter Kritik sehr hohe und oftmals klar formulierte Erwartungen an beide Organisationen haben und sich ein stärkeres und konsequenteres Eintreten für Frieden, Demokratie und Entwicklung in ihren Mitgliedsstaaten wünschen. Paradoxerweise stehen diese Erwartungen oft im Widerspruch zu dem, wie Menschen die beiden Organisationen konkret erleben. Doch die Hoffnung auf bessere Regionalorganisationen, die dabei helfen könnten, die Mängel staatlicher Ordnung auszugleichen, bleibt davon unberührt.

Drittens zeigt unsere Forschung, dass die großen Unterschiede in der Frage, *wie* regionale Interventionen wahrgenommen und bewertet werden, eng damit zusammenhängen, wie die jeweilige Person in lokalen politischen

Bild links: Forschungsassistent Baboucarr Fatty und Sait Matty Jaw während der Feldforschung in Banjul, Gambia.

Bild unten: Simone Schnabel, Moderator Dr. Amado Kaboré, Adjara Konkobo und Forschungsassistent Abdoul Wahab Semde bei einer Besprechung der Feldforschung in Ouagadougou, Burkina Faso.



Kollaborative Forschung

Das Forschungsprojekt »Lokale Wahrnehmungen regionaler Interventionen: AU und ECOWAS in Burkina Faso und Gambia« wird von einem interdisziplinären Team durchgeführt, in dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Deutschland, Burkina Faso und Gambia zusammenarbeiten. Beide Fallstudien werden in einem Forschungstandem durchgeführt, in dem Burkinabè, gambische und deutsche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen den gesamten Prozess von der Datenerhebung bis zur Publikation der Ergebnisse gemeinsam gestalten. Auf diese Weise werden im Projekt neue Formen der kollaborativen Wissensproduktion ausgetestet mit dem Ziel, globale Hierarchien in der Wissensproduktion in und über Afrika abzubauen. Das empirische Herzstück des Projekts bilden mehrmonatige gemeinsame Feldforschungen, in denen die Forschungstandems gemeinsam Fokusgruppendifkussionen und Interviews durchführen. Das Arbeiten in Forschungstandems ermöglicht es, die Positionalität der einzelnen Forschenden sichtbar zu machen, Interpretationen und Vorannahmen gegenseitig zu spiegeln sowie ein tieferes Verständnis der Bedingungen für wissenschaftliches Arbeiten in unterschiedlichen Kontexten zu fördern.

Literatur

Schnabel, Simone, Witt, Antonia, Konkobo, Adjara: Les «syndicats des chefs d'États» sur le terrain: Perceptions locales de l'Union Africaine et de la CEDEAO et de leurs interventions au Burkina Faso en 2014/2015, PRIF Report (im Erscheinen), Frankfurt/M. 2022.

Witt, Antonia: Understanding Societal Perspectives on African Interventions. A Methodological Agenda, PRIF Working Papers No. 50, Frankfurt/M. 2020.

Witt, Antonia, Schnabel, Simone: Taking Intervention Politics Seriously. Media Debates and the Contestation of African Regional Interventions »from Below«, in: Journal of Intervention and Statebuilding, 14:2, 2020, S. 271-288.

und sozialen Machtstrukturen positioniert ist. So gibt es in beiden Ländern einen deutlichen Unterschied, wie die Eliten einerseits und andererseits die breite Bevölkerung, die von der politischen und ökonomischen Macht weitestgehend ausgeschlossen ist, die Interventionen wahrnehmen. Je nach Gruppenzugehörigkeit bestehen sehr unterschiedliche Erfahrungen mit regionalen Interventionen sowie sehr vielfältige Vorstellungen davon, was eine erfolgreiche Konfliktlösung im jeweiligen Land ausmachen würde. Überraschend ist jedoch der Unterschied zwischen beiden Ländern: In Burkina Faso sind es vor allem die Eliten, die starke Kritik an den Friedensbemühungen der AU und ECOWAS äußern und beide Organisationen primär als Clubs von Staatschefs betrachten. In Gambia hingegen ist es primär die in Gegenden mit militärischer Präsenz der ECOWAS lebende Bevölkerung, die am kritischsten gegenüber den regionalen Friedensbemühungen ist, während die politischen Eliten – auch in diesen Gebieten – in der gambischen Erfahrung primär ein Zeichen für erfolgreiches regionales Konfliktmanagement sehen.

Auch für die Praxis relevant

Unsere Erkenntnisse zeigen: Afrikanische Regionalorganisationen sind beileibe keine reinen »Papiertiger«, wie oft behauptet wird. Vielmehr sind diese Organisationen mit ihren Interventionen lokal durchaus präsent und wirkmächtig. Ohne Wirkmacht gäbe es weder unterschiedliche Erfahrungen mit regionalen Friedensbemühungen noch unterschiedliche Wahrnehmungen dieser Bemühungen. Angesichts der Welle an Widerstand, die AU und ECOWAS aktuell in Mali, Burkina Faso und Guinea erfahren, liefern die Ergebnisse unserer Forschung für beide Organisationen relevante Einsichten. Denn nur wenn sie die multiplen Perspektiven und Erfahrungen der Menschen ernst nehmen, werden sie langfristig tragfähige Lösungen erarbeiten können. Unsere Erkenntnisse machen zudem einmal mehr deutlich, wie wichtig es hierbei ist, nicht nur auf diejenigen zu hören, die sich sowieso am lautesten bemerkbar machen, sondern vor allem denen Gehör zu verschaffen, deren Stimmen für internationale und regionale Politik oft als unbedeutend gelten. ●



Das Autorenteam

Dr. Antonia Witt, 36, ist Leiterin der Forschungsgruppe »African Intervention Politics« am Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) und war von 2014 bis 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Exzellenzcluster »Normative Ordnungen« der Goethe-Universität.

Omar M. Bah, 36, ist Dozent am Institut für Politikwissenschaft der University of The Gambia und assoziierter Forscher am Leibniz-Institut HSKF.

Sophia Birchinger, 27, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der HSKF.

Sait Matty Jaw, 36, ist Direktor des Center for Research and Policy Development (CRPD), Gambia, und assoziierter Forscher am Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK).

Adjara Konkobo, 45, ist Doktorandin an der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS), Marseille, und assoziierte Forscherin am Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung.

Simone Schnabel, 41, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der HSKF.

witt@hsfk.de

bah@hsfk.de

birchinger@hsfk.de

jaw@hsfk.de

konkobo@hsfk.de

schnabel@hsfk.de

Paradoxe Erfolge, erwartbares Scheitern

Entwicklungsprojekte in Afrika

von Helmut Asche

aid

Wirtschaftliche Entwicklung und die internationale Hilfe dafür sind gut beforscht. Es handelt sich nicht um ein genuines Afrika-Thema, aber in Afrika ist Entwicklungshilfe in fast allen 55 Staaten ein wichtiger Teil der sozioökonomischen Lebensrealität. Studien über die Entwicklungs-, Not- oder humanitäre Hilfe und ihre Übergangsformen füllen Bibliotheken. Sie haben zwar immer noch nicht überzeugend gezeigt, warum die Entwicklungspolitik seit den 1950er Jahren eine stehende Einrichtung moderner bürgerlicher Gesellschaften geworden ist und ein etabliertes Politikfeld wie die Handels- oder die Verteidigungspolitik. Fest steht aber, dass sie trotz grundsätzlicher Kritik von vielen Seiten eine ganze Institutionenlandschaft bis tief hinein in die Zivilgesellschaften des globalen Nordens und Südens generiert hat.

Auch wenn der deutschsprachige Sonderweg, zwingend »Entwicklungszusammenarbeit« zu nennen, was überall sonst in der Welt auch schlicht *aid* heißen darf, eine Begegnung auf Augenhöhe suggeriert, bleibt das fundamentale Ungleichgewicht von Gebern und Nehmern konstitutiv. Das schließt einzelne Entwicklungserfolge nicht aus. Ein mit Hilfe von außen gebohrter Brunnen kann gut funktionieren, wenn für seine Instandhaltung gesorgt ist und unbeabsichtigte Nebeneffekte die Wirkung nicht konterkarieren. Dementsprechend weisen die Berichte praktisch aller Geberorganisationen weltweit und quer durch alle Sektoren eine Erfolgsquote von zwei Dritteln bis drei Vierteln aus – von mir schon vor langer Zeit als das »Eherne Gesetz des Entwicklungserfolges« apostrophiert. Ärgerlicherweise ist eine entsprechende gesamtwirtschaftliche Entwicklung,

welche die Empfängerländer auf eine neue Ebene selbsttragenden Wachstums hievt, sehr selten. Es ergibt sich, was Mosley schon 1987 das Mikro-Makro-Paradoxon genannt hat: Erfolge auf der technischen Mikroebene, aber kein durchgreifender Fortschritt auf der Makroebene, trotz einiger messbarer Wachstumswirkungen. Da sich das schlecht ignorieren lässt, gehen Reformbestrebungen der zurückliegenden Jahrzehnte in mindestens drei Richtungen.

Kleinteilig und konkurrierend

Die typische mikroökonomische Inkarnation von Entwicklungshilfe ist nach wie vor das einzelne »Projekt«. Es beschreibt eine in Zeit, Raum, Ziel und Mitteln beschränkte Intervention von außen. Früh ist – die erste Richtung der Reformbestrebungen – begonnen worden, Projekte entweder als Sektorprogramme oder intersektoral zu bündeln, um höhere Wirkungen zu erzielen – zum Beispiel im Rahmen von »Integrierter Ländlicher Entwicklung«. Mit dem zwischenzeitlichen Bankrott zahlloser Entwicklungsländer am Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre sind ihnen ganze Reformprogramme als Bedingung für fortgesetzte Hilfe oktroyiert worden. Die wichtigsten waren die Strukturanpassungsprogramme von Weltbank und Währungsfonds, deren teils unumgängliche, teils marktradikal überfrachtete Maßnahmenpakete bis heute unter anderem Namen, gern auch als Armutsbekämpfungsprogramme, fortexistieren. Das Projekt als Urform der Hilfe hat sie alle überlebt – allen Bestrebungen zu Programm-, Sektor- oder Budgethilfen zum Trotz. Durchwachsen blieben die Erfolge – auch deswegen, weil die Geberkoordination im Rahmen

solcher Programme nur bescheidene Fortschritte gemacht hat. Obwohl die meisten Entwicklungsagenturen keine Marktteilnehmer sind, sondern staatliche Stellen, ist die Konkurrenz der Geber untereinander ein Wesensmerkmal von Entwicklungshilfe geblieben.

»Partizipation« und »Ownership«

Zweitens ist auf einer ganzen internationalen Gipfelkette von Paris 2005, Accra 2008 bis Busan 2011 versucht worden, die Eigentümerstruktur von Projekten und Programmen zu ändern. *Ownership* und *Partnership* wurden zu

Ownership & Partnership

Prinzipien, um die nationalen Akteure theoretisch gleichberechtigt einzubeziehen. Auch die Geberkoordination sollte im Idealfall durch Partnerstrukturen vor Ort wahrgenommen werden. Bis auf wenige, sehr selbstbewusste *Developmental States* wie Ruanda oder bis vor Kurzem Äthiopien funktioniert das weltweit nur mäßig, weil Geber sich das Heft ungern aus der Hand nehmen lassen und ihre heimische politische Agenda verfolgen.

Das alte *Logical Framework*, einst vom Militär als Planungsinstrument übernommen, war die typische Methodik der Projektplanung von oben und außen, zu der Partnerinstitutionen und Empfänger bestenfalls assoziiert wurden. Im Zuge der Reformen ist die *Logical-Framework*-Steuerung längst durch Partizipation in Planung und Durchführung ersetzt worden. Verblieben ist jedoch das grundsätzliche Ungleichgewicht. Nicht die Geber partizipieren in Projekten, die vor Ort entwickelt werden, sondern umgekehrt: Partizipation meint in der Praxis Teilhabe der lokalen Akteure an Vorhaben Dritter. Melina Kalfelis analysiert in diesem Heft (Seite 42) die neokolonial geprägten Arbeitsverhältnisse, die daraus resultieren,

und legt offen, wie sehr sich die Vorstellungen über zeitliche und prozessuale Abläufe auf beiden Seiten von NGO-Partnerschaften unterscheiden. Sozialanthropologen wie Behrends, Bierschenk, Rottenburg und andere haben die fortgesetzte Tradition des Überstülpens fremder Narrative

Logical Framework

über lokale Entwicklungsrealitäten – ursprünglich in Bezug auf Projekte des Konfliktmanagements in Afrika – als *Travelling Models* beschrieben. Die Reise geht in fast allen Fällen nur von Nord nach Süd.

Bessere Evaluierung und doch keine ideale Lösung

Drittens wurde in der Entwicklungshilfe in den vergangenen Jahrzehnten versucht, durch methodisch aufwendigere Evaluierung weniger Fehler in der sozial-technischen Anlage der Projekte zu machen. Durch den systematischen Vergleich mit möglichst ähnlichen Situationen ohne Projekt-Intervention lässt sich genauer erkennen, welcher Ansatz funktioniert und was zurechenbare Effekte sind. Solche *Randomized Controlled Trials* haben in den letzten Jahrzehnten auch in die Entwicklungshilfe Einzug gehalten, wobei die deutsche Entwicklungszusammenarbeit dabei nicht führend war. Die Studie zu dem über die Weltbank finanzierten

Travelling Models

Community-Driven Development in Gambia von Matthias Schündeln und Co-Autoren (Seite 38) ist hier sehr erhellend, weil sie einen wesentlichen Aspekt des sogenannten Ressourcenfluches beleuchtet, den massive Zuschüsse von außen mit sich bringen können: wachsende soziale Ungleichheit.

Developmental States

Theory of Change

Trotzdem würde kaum jemand *Randomized Controlled Trials* als den einzig wahren Standard von Evaluierung betrachten, denn auf flächen-deckende Programme oder auf nationale Politikberatung sind sie kaum anwendbar. Heutzutage wird eine umfassende *Theory of Change* verlangt, um unter anderem beabsichtigte und nicht beabsichtigte Wirkungen besser zu beschreiben. Wichtiger noch ist etwas anderes: Olivier de Sardan hat scharfsinnig analysiert, dass typische Projekte und gerade durch *Randomized Controlled*

La revanche des contextes

Trials gesteuerte Vorhaben versuchen, unterschiedliche Kontexte soweit wie möglich zugunsten einheitlicher Maßnahmen auszublenzen – so lange bis sie von dem, was er 2021 im Titel seines Opus magnum *La revanche des contextes* genannt hat, wieder eingeholt werden. Es gibt offenbar keine ideale Lösung in der klassischen Entwicklungshilfe.

Radikales Umdenken?

Was wäre eine radikale Alternative? Möglicherweise: *Community-Driven Development* zu Ende denken und vom Kopf auf die Füße stellen. Nehmen wir ein aktuelles Beispiel von strategischer Bedeutung: Die Länder des zentralen Sahel – Mali, Burkina Faso, Niger, Tschad – sind durch das Zusammenwirken äußerer und innerer Bedrohungen in eine Existenzkrise geraten. Die hier von Frankreich dominierte militärische Strategie der Terrorismusbekämpfung

Randomized Controlled Trials

hat ebenso wenig wie in Afghanistan funktioniert, und auch die Vernetzung mit der klassischen zivilen Hilfe, die oben beschrieben wurde, hat als Mittel der gesellschaftlichen Befriedung versagt.

Eine Gruppe aus der Vereinigung für Afrikawissenschaften in Deutschland (VAD) hat unter

maßgeblicher Beteiligung von Forscherinnen und Forschern der Goethe-Universität Frankfurt, darunter der Ethnologe Hans Peter Hahn, ihre vielfältigen Ergebnisse und Erfahrungen in der These einer nötigen »Umkehrung der Akteursperspektive« zusammengefasst: Da der Zentralstaat und die etablierten politischen Klassen im Sahel weitgehend versagt haben, versprechen in dieser verzweiferten Lage primär Lösungen vor Ort, die aus den Aushandlungen lokaler Akteure resultieren und bewaffnete Gruppierungen einbeziehen, noch einen Durchbruch. Sie können und müssen durch internationale Kooperation unterstützt, aber nicht gesteuert werden. Eine Erfolgsgarantie bietet freilich auch das nicht. ●

Community- Driven Development



Der Autor

Prof. Dr. Helmut Asche, Jahrgang 1951, ist Volkswirt und Soziologe. Von 1986 bis 1998 war er Regierungsberater in Burkina Faso, Ruanda und Kenia. Seit 2000 arbeitete er in der GTZ-Zentrale in Eschborn, zuletzt als Bereichsvolkswirt für Afrika. Von 2006 bis 2011 lehrte er als Professor am Institut für Afrikanistik der Universität Leipzig. Von 2004 bis 2008 war er Mitglied des Beirats des »Zentrums für Interdisziplinäre Afrikaforschung« (ZIAF) an der Goethe-Universität. 2012 wurde Asche von der Bundesregierung zum Leiter des neu gegründeten Deutschen Evaluierungsinstituts der Entwicklungszusammenarbeit (DEval) in Bonn berufen. Seit 2011 lehrte Asche auch als Honorarprofessor am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz. In der Reihe *Advances in African Economic, Social and Political Development* ist jüngst von ihm erschienen: *Regional Integration, Trade and Industry in Africa*, Heidelberg 2021.

asche@uni-mainz.de

Mehr Geld bringt nicht unbedingt mehr Miteinander

Matthias Schündeln und sein Team haben die Auswirkungen von partizipativen Entwicklungsprojekten der Weltbank in Gambia untersucht

von Anke Sauter



Finanzielle Unterstützung direkt dahin zu geben, wo sie gebraucht wird, und die Menschen dort selbst über die Verwendung entscheiden zu lassen – diese Idee leuchtet ein. Eine Untersuchung Frankfurter Entwicklungsökonominnen zeigt jedoch: Die Mittel aus dem Westen haben in gambischen Dörfern auch Risiken und Nebenwirkungen.

Dass die Entwicklungshilfe oft nicht den gewünschten Erfolg hat, könnte mit daran liegen, dass die Entscheidungen weitab von den Notwendigkeiten vor Ort gefallen sind: »Wenn sich Leute in Washington oder Eschborn (Sitz der GIZ; Anmerkung der Redaktion) etwas ausdenken, mögen sie in bester Absicht handeln. Aber das geht unter Umständen an den Bedürfnissen der Menschen vorbei«, sagt Matthias Schündeln, Professor für Entwicklungsökonomie an der Goethe-Universität. Seit den 1990er Jahren sei man deshalb dazu übergegangen, partizipative Projekte zu fördern: Das Geld sollte unter bestimmten Prämissen direkt an die Dörfer und Regionen gehen. Dort entscheiden die Menschen selbst, was damit am besten zu tun sei. Dieses Vorgehen wird auch als *community-driven development* bezeichnet, kurz CDD.

Auch die Weltbank handelt nach diesem Prinzip. »Derzeit ist sie mit 327 CDD-Projekten im Umfang von 33 Milliarden US-Dollar in 90 Ländern aktiv«, sagt Matthias Schündeln. Doch wie erfolgreich sind diese Projekte? Wie nachhaltig? Und wie wirken sie sich auf die bestehenden sozialen und wirtschaftlichen Strukturen aus? In einer DFG-geförderten Studie hat sich Schündeln zusammen mit Simon Heß und Dany Jaimovich ein solches Weltbank-Projekt näher angeschaut. Es wurde zwischen 2008 und 2010 in Gambia implementiert und umfasste in einem ersten Durchgang rund 500 Dörfer.

Die ausgewählten Dörfer erhielten durchschnittlich rund 10 000 Dollar – bei 30 bis 40 Haushalten pro Dorf und einem Pro-Kopf-Einkommen von 700 Dollar im Jahr ist das eine beträchtliche Summe. Das Geld sollte dazu dienen, den Wohlstand des Dorfes nachhaltig zu stärken. Ob in Bildung, Gesundheit oder Infrastrukturmaßnahmen investiert werden sollte,

blieb der Gemeinschaft überlassen. Der Entscheidungsprozess war komplex, eine wichtige Rolle spielte dabei ein eigens gebildetes Komitee. Das Dorfoberhaupt zum Beispiel, der Alkalo, oft ein Abkömmling der Gründerfamilie, sollte nur beratend tätig sein.

500 Dörfer mit Förderung, 500 Dörfer ohne

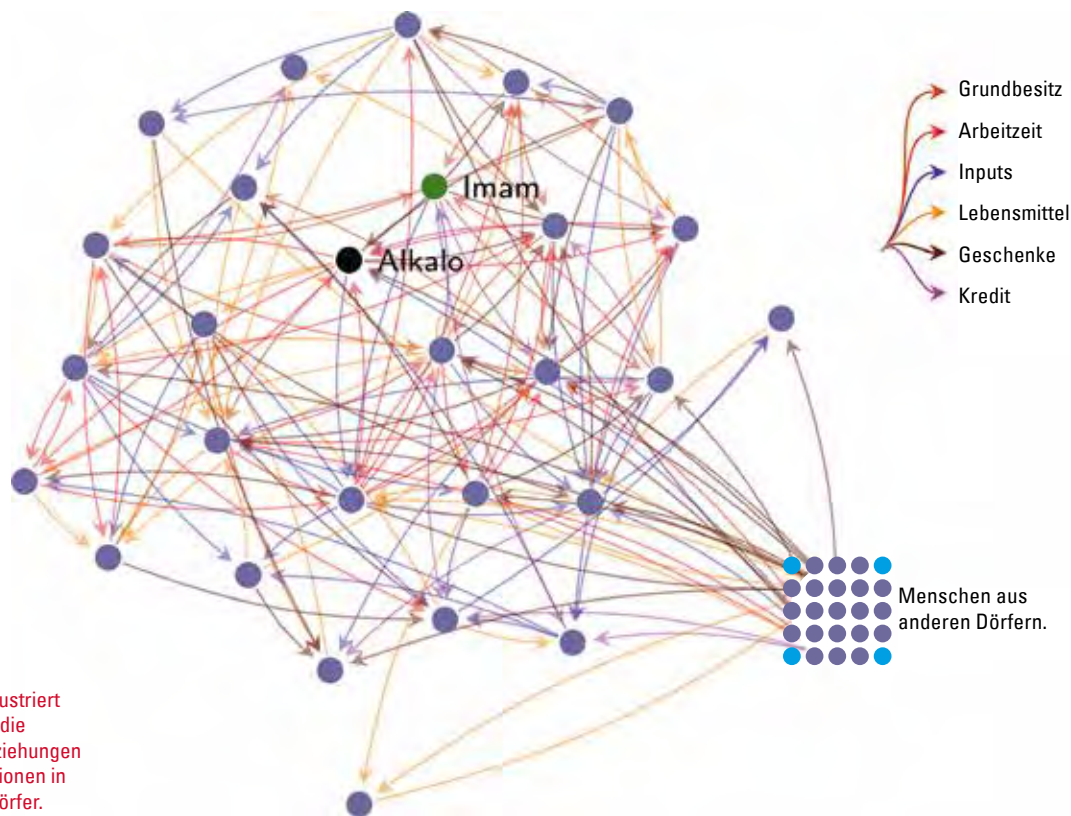
In der Theorie klingt das alles gut und sinnvoll. Doch wie hat sich die Förderung von außen tatsächlich auf den Wohlstand und die sozialen Strukturen in den Dörfern ausgewirkt? Das Forscherteam reiste mehrfach für zum Teil monatelange Feldforschungsaufenthalte nach Gambia. Das Weltbank-Projekt war dafür besonders geeignet: Den 500 Dörfern mit Förderung standen



Die Dorfbewohner beschlossen gemeinsam, was mit dem Geld der Weltbank geschehen sollte. So wurde in einem Dorf eine Mühle angeschafft (großes Bild), in anderen ein Traktor (kleines Bild).

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Entwicklungsökonominnen der Goethe-Universität haben untersucht, wie sich partizipative Projekte der Weltbank in Gambia mittelfristig auswirken.
- Die geförderten Dorfgemeinschaften erhielten Geld, um durch gemeinsam durchgeführte Projekte den Wohlstand des Dorfes zu stärken.
- Der Vergleich von geförderten mit vergleichbaren nichtgeförderten Dörfern ergab: Die Wohlfandeffekte waren gering und tendenziell ungleich verteilt.
- Das Hauptaugenmerk der Studie galt dem sozialen Zusammenhalt. In den geförderten Dörfern gab es weniger Interaktionen zwischen den Menschen, im Notfall haben sie sich aber gegenseitig unverändert unterstützt.



Die Grafik illustriert beispielhaft die sozialen Beziehungen und Interaktionen in einem der Dörfer.

ZUR PERSON



Matthias Schündeln ist Professor für Entwicklungsökonomie an der Goethe-Universität mit Aufenthalten als Gastprofessor an der Stanford University, der University of New South Wales (Australien) und der Columbia University. Er wurde an der Yale University promoviert und war anschließend fünf Jahre lang als Assistant Professor an der Harvard University tätig. 2009 folgte er dem Ruf nach Frankfurt. In seiner Forschung beschäftigt sich Matthias Schündeln unter anderem mit den sozialen Effekten und den Umweltauswirkungen von Entwicklungsaktivitäten, insbesondere mit Projekten, die lokale Gruppen in die Umsetzung mit einbeziehen. In einem von der DFG geförderten Projekt erforscht er zurzeit Effekte des Klimawandels auf die wirtschaftliche und politische Entwicklung in ärmeren Ländern.

schuendeln@wiwi.uni-frankfurt.de



Simon Heß ist Postdoktorand an der Goethe-Universität Frankfurt. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit der Analyse der Entstehung und der Funktion von sozialen und ökonomischen Netzwerken. 2020 hat er seine Promotion im Bereich der Entwicklungsökonomie an der Goethe-Universität abgeschlossen. Für seine Doktorarbeit reiste Simon Heß mehrfach für Datenerhebungen nach Gambia. Im September 2022 wird er eine Stelle an der Universität Wien antreten.

hess@econ.uni-frankfurt.de

500 Dörfer ohne Förderung gegenüber – wobei die Zuordnung zu einer dieser beiden Gruppen zufällig erfolgt war. Die zufällige Auswahl der geförderten Dörfer ermöglichte den Forschern eine Untersuchung kausaler Zusammenhänge mit Methoden, wie sie auch bei randomisierten kontrollierten Studien in der Medizin, zum Beispiel zur Erforschung der Wirkung von Medikamenten oder Impfungen, angewandt werden. Nach vorbestimmten Kriterien haben wiederum die Frankfurter Wissenschaftler jeweils 28 Dörfer ausgewählt, also insgesamt 56 Dörfer. 2700 Personen wurden befragt. Darüber hinaus wurden sekundäre Datenquellen, wie die Volksbefragung aus dem Jahr 2013, analysiert. Dabei zeigte sich: Auf die ökonomische Situation des Dorfes und seiner Bewohner hatte das Projekt gewisse Effekte; was die Versorgungssituation mit Konsumgütern, Nahrungsmitteln und den Bestand an Tieren betrifft, war eine Besserung zu beobachten. Die getätigten Anschaffungen waren aber sehr unterschiedlich und insofern nicht gut vergleichbar. Deutlicher jedoch war diese Erkenntnis: In der Tendenz haben die Mittel die Ungleichheit zwischen den Dorfbewohnern vergrößert.

Stärkung bestehender Eliten

»Wenn zum Beispiel ein Traktor für das Dorf angeschafft wurde oder sonstiges landwirtschaftliches Gerät, kann man erwarten, dass



davon vor allem die Landbesitzer profitierten«, erklärt Heß. Auf diese Weise wurden die ohnehin schon bestehenden Eliten weiter gestärkt. Im Fachjargon spricht man von *elite capture*. Das Frankfurter Team betrachtete aber auch die Beziehungen zwischen den Dorfbewohnern, die Frequenz der Kommunikation und von ökonomischen Transaktionen. Sie fanden heraus: Die Interaktionen wurden insgesamt zwar weniger, die Eliten konnten ihre Kontakte untereinander und zu anderen aber teilweise sogar intensivieren. Hat das Entwicklungsprojekt also die sozialen Strukturen im Dorf durcheinandergebracht? Und ist die längerfristige Wirkungslosigkeit auf ökonomischer Ebene, die andere Studien ermittelt haben, auf die gestörten Beziehungen im Dorf zurückzuführen? Soweit würde er in der Interpretation nicht gehen, sagt Simon Heß und weist auf einen erfreulichen Befund hin: »Wir haben die Leute im Dorf gefragt, ob sie in jüngster Zeit größere Schocks erlitten haben – Krankheit, Tod, schlechte Ernte. Und unabhängig davon haben wir gefragt, inwiefern sie mit anderen im Dorf Dinge ausgetauscht haben. Dabei zeigte sich: Diejenigen, die mehr Schocks erlitten haben, bekamen unverändert auch mehr Zuwendungen.«

Gegenseitige Hilfe ist essenziell

Dazu muss man wissen: Anders als im reichen Europa gibt es in Gambia kaum eine formelle

Abfederung von existenziellen Risiken wie Krankheit oder Arbeitslosigkeit. Und wer wenig besitzt, hat auch kaum Chancen auf ein Bankdarlehen. Im Notfall greifen die Menschen auf ihre persönlichen und familiären Netzwerke zurück: Man hilft sich gegenseitig – nicht zuletzt, weil man dann selbst auch Hilfe erwarten kann, wenn man sie braucht. Und dieser Notfallmechanismus hat trotz der veränderten Interaktionen im Dorf weiter funktioniert.

Wenn man den Aufwand und den Nutzen solcher Projekte gegeneinander abwägt – sind sie dann überhaupt sinnvoll? Darauf lasse sich keine einfache Antwort geben, meint Professor Schündeln. Wichtig sei, die Erkenntnisse dieser und anderer Studien zu berücksichtigen und insbesondere das Thema *elite capture* im Auge zu behalten. Schließlich könne es nicht im Sinn der Geldgeber sein, sozialen Unfrieden in den Dörfern zu fördern. ●

Eine Versammlung im Schatten eines großen Mangobaums. Das Bild stammt aus einem der Dörfer, die im Rahmen des Weltbank-Projektes gefördert wurden.



Die Autorin

Dr. Anke Sauter, Jahrgang 1968, arbeitet als Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Goethe-Universität.

sauter@pww.uni-frankfurt.de



Der Mythos der Entwicklungspartnerschaft

Immer mehr Vorgaben vonseiten der Geldgeber
erschweren die Arbeit von Organisationen vor Ort

von Jonas Krumbein

Wenn Nichtregierungsorganisationen aus dem Globalen Norden Kooperationen mit Organisationen im Globalen Süden eingehen, machen sie immer strengere Vorgaben, was zu tun ist. Wie die Partnerorganisationen vor Ort damit umgehen, das hat die Sozialanthropologin Melina Kalfelis untersucht.



Ein Blick in den bürokratischen Alltag von BBN.

Über löchrige Pisten geht es viele Kilometer quer durch die Provinz Ganzourgou in Burkina Faso. Hitze und Staub schlagen den Mitarbeitern einer burkinischen Nichtregierungsorganisation (NGO) und Melina Kalfelis ungefiltert entgegen. Die Sozialanthropologin von der Goethe-Universität begleitet die Männer zu einem Kind, das diese für das Patenschaftsprogramm einer nordamerikanischen NGO betreuen. Das Ziel der Reise: Dankesfotos und -videos produzieren für die Kindspaten, für Spender in Europa. Denn die nordamerikanische Organisation verlangt von ihren burkinischen Partnern regelmäßig Videos, Fotos und Dankesbriefe der Kinder. Die Spender sollen sehen: Ihr Geld verbessert den Alltag von Kindern in Ländern des Globalen Südens. Ein gutes Gewissen erhält die Spendenbereitschaft. Was die Spender nicht wissen: Die Mitarbeiter der burkinischen NGO mussten den Treibstoff für die Dienstfahrt selbst bezahlen und unbezahlte Überstunden machen.

Ein Drehbuch aus Europa

Kaum angekommen beim Patenkind im burkinischen Norden, beginnt der Videodreh. Die Neunjährige macht nicht den Eindruck, aus freiem Willen ein Dankesvideo für Spender in Europa zu drehen, wie Melina Kalfelis beob-

achtet: Das Mädchen schaut auf den Boden, spricht kein Wort. Schließlich murmelt sie einige Sätze auf Französisch, die der Mitarbeiter der NGO vorgegeben hat. Der Mann vermutet, das Kind traue sich nicht, Französisch zu sprechen. Das könnte Probleme bringen: eine negative dienstliche Beurteilung für ihn – und für seine Organisation den Verlust des Auftrags aus Nordamerika. Denn die dortige NGO und deren Spender erwarten, dass Patenkindern im Alter des Mädchens die Amtssprache in Burkina Faso – ein Erbe der Kolonialzeit – beherrschen. Nach einigem Bemühen spricht die Neunjährige die verlangten Dankesworte. Doch zu leise. Als es ihr schließlich gelingt, die Sätze fehlerfrei und hörbar aufzusagen, ist ihr Gesichtsausdruck für die Kamera nicht freudig genug. »Dieser Tag«, wird Melina Kalfelis später notieren, »war einer der unangenehmsten meiner Feldforschung.« Es sind Erlebnisse wie dieses, die Kalfelis bewegen haben, sich über ihre wissenschaftliche Arbeit hinaus in der Beratung von NGOs im Globalen Norden zu engagieren, um sie für die Arbeitsbedingungen in NGOs in Ländern des Globalen Südens zu sensibilisieren.

Die Diktatur des Managements

Neun Monate insgesamt hat die Frankfurter Sozialanthropologin Mitarbeiter und Angehörige zivilgesellschaftlicher Organisationen im westafrikanischen Burkina Faso sowie in der Schweiz und in Schweden beobachtet und auch an Alltagshandlungen wie Besprechungen oder Fahrten zu Patenkindern und dem Dreh von Videos für Spenderinnen und Spender mitgewirkt. Der Gedanke hinter dieser für Sozialanthropologen selbstverständlichen Methode: Nur durch teil-

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Nicht nur repressive Regierungen weltweit schränken NGOs der Entwicklungszusammenarbeit ein, auch demokratische Regierungen und Stiftungen tun das – indem sie NGOs immer mehr programmatische und bürokratische Vorgaben machen.
- Staaten und Stiftungen sollten wieder mehr Gelder in der nichtstaatlichen Entwicklungszusammenarbeit ohne Befristung und Zweckbindung vergeben.
- Dann könnten NGOs im Globalen Norden mehr Projekte zivilgesellschaftlicher Organisationen im Globalen Süden fördern und die institutionelle Basis der Zivilgesellschaft vor Ort nachhaltig stärken.

nehmende Beobachtung lassen sich soziale und kulturelle Realitäten wirklich verstehen. Die Einsichten, die Kalfelis gewonnen und in ihrer sehr lesenswerten Dissertation »NGO als Lebenswelt. Transnationale Verflechtungen im Arbeitsalltag von Entwicklungsakteuren« zusammengefasst hat, weisen weit über Burkina Faso hinaus.

Weltweit, hat Kalfelis herausgefunden, wird die Freiheit gemeinnütziger Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit eingeschränkt – nicht nur durch repressive, sondern auch durch demokratische Regierungen und private Stiftungen in Europa und Nordamerika. Mit dieser Erkenntnis erweitert Kalfelis das in Fachkreisen, etwa der Politikwissenschaft, schon seit Langem diskutierte Problem der »shrinking spaces of civil society« erstmals auch auf Akteure wie private Stiftungen als Verursacher. Denn viele vergeben ihre Mittel zunehmend zweckgebunden für globalpolitische Anliegen

der Stunde wie den Kampf gegen bestimmte Krankheiten oder den Klimawandel. NGO-Projekte werden vor allem infolge der 2005 verabschiedeten Paris-Deklaration über die Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit streng befristet, Erfolg muss zunehmend messbar sein, möglichst viel vom eingesetzten Geld bei den Zielgruppen ankommen.

Unter Rechtfertigungsdruck

Das klingt zunächst gut, zwingt jedoch gemeinnützige Organisationen, »sich bürokratische Strukturen und Projektlogiken anzueignen, um am globalen Wettbewerb um Entwicklungsressourcen teilhaben zu können«, kritisiert Kalfelis. Immer zeitraubender würden Dokumentationspflichten zur Verwendung von Geldern, immer einschnürender Fristen und programmatische Vorgaben. Den Rechtfertigungsdruck, den Stiftungen und staatliche Geldgeber auf sie ausüben, geben NGOs direkt an ihre Partner im Globalen Süden weiter – mit verheerenden Folgen, wie Kalfelis in Burkina Faso erlebt hat.

Im Schutz der Anonymität

Wie viele Organisationen der lebendigen Zivilgesellschaft Burkina Fasos hatte auch die NGO mit dem Patenschaftsprogramm nicht als Dienstleister einer europäischen Entwicklungsorganisation begonnen. Stattdessen war Biiga Biiga Neere (BBN) das Werk eines Mannes, den Kalfelis in ihrer Dissertation Michel nennt. Wie alle Namen von Ansprechpersonen und Organisationen in dem Werk sind auch »Michel« und »BBN« Pseudonyme. Denn die Ansprechpersonen von Kalfelis kritisieren Vorgaben von Geldgebern oder räumen Regelverstöße ein, was ihre berufliche Zukunft in der Entwicklungszusammenarbeit gefährden oder ihre Organisationen vom globalen Wettbewerb um Entwicklungsressourcen ausschließen könnten.

Wie alle Angehörigen zivilgesellschaftlicher Organisationen in der burkinischen Provinzhauptstadt Zorgho hatten auch Michel und die Mitarbeiter von BBN eine Geschichte zu erzählen. Eine Geschichte über die Zusammenarbeit mit ausländischen Entwicklungsorganisationen, über hoffnungsvolle Anfänge und das Auslaufen von Projektstellen, über sozialen Aufstieg und den Rückfall in prekäre Lebensbedingungen. Gleichzeitig erfährt Kalfelis von Strategien, um die Herausforderungen in der NGO-Branche zu bewältigen.

Eine Waisenschule muss schließen

Als Beamter im Bildungsministerium Burkina Fasos war BBN-Gründer Michel mit dem Analphabetismus im Land vertraut. Seine Expertise und seine Kontakte in der Hauptstadt sowie in seiner Heimatregion um Zorgho nutzte er, um Waisenkindern zu helfen, die durch die Raster des Schulsystems gefallen waren. Für sie baute BBN eine Schule. Als Kalfelis im Jahr 2009 an der Schule mitarbeitete, erlebte sie einen Ort, der für viele Kinder eine wichtige Anlaufstelle war: »Wenn sie ein Problem hatten, beobachtete ich, wie sie die LehrerInnen



Mittagspause auf dem Balkon des Büros einer Geberorganisation in der Hauptstadt Ouagadougou (2017).



Ein neues Schulgebäude soll gebaut werden: Hier ein Bild von der Feier anlässlich einer Grundsteinlegung im Jahr 2015.

ansprachen oder wie diese sie mit Medizin versorgten, wenn sie krank wurden.« Drei Jahre später war die Zukunft der Schule ungewiss.

Der Grund: BBN bekam einen neuen Partner, eine Entwicklungsorganisation aus Nordamerika. Die burkinische Organisation hatte nach finanzieller Unterstützung für die Schule gesucht, doch die Nordamerikaner brauchten nur einen Dienstleister für ihr Kinder-Patenschaftsprogramm. Die Waisenschule von BBN wollten sie nicht unterstützen. Sie musste schließen. Die Lehrer verließen die Schule. Für das Patenschaftsprogramm heuerte BBN-Gründer Michel neue Mitarbeiter an: junge Hochschulabsolventen aus der burkinischen Hauptstadt Ouagadougou, die den Projektmanagementanforderungen des Geldgebers genügten. Als Vorwürfe der vermeintlichen Veruntreuung innerhalb der nordamerikanischen NGO und gegen Michel selbst laut wurden, zogen die jungen Experten weiter zum nächsten Arbeitgeber. BBN löste sich auf.

1000 Euro für ein Sonnenschutzdach

Es sind solche Erfahrungen mit Geldgebern aus dem Globalen Norden, die burkinische Organisationen zunehmend auf eigene Einnahmen setzen lassen. Eine Gemeinschaft von Frauen in Zorgho verkauft Stoffe. Einen Teil des Gewinns stecken sie in eine Solidarkasse für in Not geratene Gemeinschaftsangehörige. Doch Selbstfinanzierung fällt schwer in einem Land wie Burkina Faso. Oft fehlt Kapital selbst für kleinere Investitionen – so auch den Frauen von Zorgho, wie Melina Kalfelis beobachtet hat: »Schon seit Langem möchte die Organisation den Bau eines Sonnenschutzdachs angehen, unter dem die Frauen ihre Arbeit verrichten



können.« Umgerechnet 1000 Euro würde das kosten.

Kalfelis hält es für unumgänglich, dass Stiftungen und Staaten nichtstaatlichen Entwicklungsorganisationen wieder mehr Geld ohne Befristung und Zweckbindung geben. NGOs aus Europa und den USA hätten dann mehr Handlungsfreiheit zur Unterstützung von Projekten der burkinischen Zivilgesellschaft. Denn es seien Projektideen vor Ort, Zusammenschlüsse aus eigenem Antrieb, die die Lebensumstände von Menschen in Ländern des Globalen Südens am nachhaltigsten verbessern. Wissenschaftlerinnen wie Melina Kalfelis haben das längst nachgewiesen.

In Zorgho, dem Ort von Kalfelis' Feldforschung, hatten die meisten NGOs von 2000 bis 2014 eine Lebensdauer zwischen drei und neun Jahren. »Es fällt auf«, notiert Kalfelis in ihrer Dissertation, »dass der Überlebenszeitraum von NGOs deckungsgleich ist mit dem typischen Entwicklungsprojekt-Zyklus von drei, sechs oder neun Jahren.« ●

Eine Parade von Frauenorganisationen und NGOs zum Tag der Frauen am 8. März 2016.



Der Autor

Jonas Krumbein, 37, hat Geschichts- und Politikwissenschaft an den Universitäten Freiburg und Durham (England) studiert und lebt als freier Journalist in Frankfurt.

j.m.krumbein@icloud.com

ZUR PERSON



Dr. Melina C. Kalfelis, Jahrgang 1987, hat an der Goethe-Universität Historische Ethnologie, Politikwissenschaften und Psychoanalyse studiert und wurde mit einem Schwerpunkt in der politischen und audiovisuellen Anthropologie promoviert. Für die Doktorarbeit »NGO als Lebenswelt. Transnationale Verflechtungen im Arbeitsalltag von Entwicklungsakteuren« forschte sie neun Monate in Burkina Faso, Schweden und der Schweiz. Derzeit arbeitet Kalfelis als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Förderinitiative »ConTrust: Vertrauen im Konflikt. Politisches Zusammenleben unter Bedingungen der Ungewissheit«. Ihr aktuelles Forschungsprojekt lautet »Vertrauen und Gewalt in Zeiten politischer Transformation«.

m.kalfelis@em.uni-frankfurt.de



Ambivalente Partnerschaft

Programm AFRASO beleuchtet die komplexen Beziehungen zwischen Afrika und Asien – insbesondere China

von Uta Ruppert und Stefan Schmid

China als neue Kolonialmacht, die Afrika ausbeutet, den eigenen Machtbereich ausweitet – dieses Klischee westlicher Wahrnehmung verfehlt die Wirklichkeit. Das Programm AFRASO an der Goethe-Universität ist der tatsächlichen Rolle Asiens in Afrika auf den Grund gegangen.

China in Africa«: Kaum ein Thema erhitze die Gemüter in den zurückliegenden Jahren stärker in der Afrikaforschung. Der Mainstream der westlichen Medien zeichnet folgendes Bild von China in Afrika: Die Bemühungen Chinas auf dem Kontinent sind nur geschickt verpackte Strategien, um sich die immensen natürlichen Reichtümer des Kontinents zu sichern und den Machtbereich Pekings auszudehnen. Die Rhetorik Chinas wiederum behauptet in scharfem Kontrast dazu eine »natürliche Allianz vormals durch den Westen unterdrückter Länder und Nationen«. Afrikanische Stimmen wiederum kritisieren in diesem Zusammenhang vor allem die Unaufrichtigkeit des Westens, der zweifellos selbst Interessen in Afrika verfolge. Dagegen halte sich China immerhin aus den inneren Angelegenheiten der afrikanischen Staaten heraus und betrachte die afrikanischen Länder nicht als Problemfälle, sondern als gleichberechtigte Wirtschaftspartner.

Ein neuer Forschungsschwerpunkt bildet sich

Entgegen solchermaßen vereinfachenden Sichtweisen war es das Ziel eines Forschungsprogramms an der Goethe-Universität, die Komplexität afrikanisch-asiatischer Wirklichkeiten zu verstehen, widersprüchliche Entwicklungen zu erklären und deren Potenziale und Herausforderungen in die großen Linien der Weltpolitik und die globalen Kulturentwicklungen des 21. Jahrhunderts einzuordnen. »Afrikas Asiatische Optionen (AFRASO)« (2013–2019) war als Inter-Zentren-Programm der beiden interdisziplinären Zentren für Ostasienstudien (IZO)

und für Afrikaforschung (ZIAF) konzipiert und wurde durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert. Die übergeordneten Leitfragen von AFRASO waren: Welche neuen Chancen und Optionen entstehen für Afrika in den Kooperationen mit asiatischen Ländern? Welchen Charakter haben die verschiedenen Facetten dieser Süd-Süd-Kooperation? Welche neuen Formen und welche Vorstellungen und Ideen des »Transregionalen« – also der Kontinente übergreifenden Wirklichkeiten – entstehen hier, und wie beeinflussen sie die multipolare Weltordnung?

Vor dem Start von AFRASO waren derlei Fragen in der deutschsprachigen Afrikaforschung kaum gestellt – und schon gar nicht in interdisziplinärer Perspektive von den Wirtschaftswissenschaften über die Politikwissenschaft und die Ethnologie bis hin zu den Kultur-, Literatur- und Sprachwissenschaften beantwortet worden. Aber auch im internationalen Rahmen stellte AFRASO ein Novum dar, indem es den Blick über China hinaus auch auf bisher wenig beachtete asiatische Akteure wie Malaysia, Korea, Japan und Indien richtete. Mit Malaysia befasste sich AFRASO vor allem aufgrund seiner hohen Bedeutung in der Ausbildung afrikanischer Studierender, mit Korea aufgrund seiner Rolle als entwicklungspolitisches Vorbild: Dem »Tigerstaat« war selbst seit den 1980er Jahren eine breite, exportorientierte Industrialisierung gelungen. An japanisch-afrikanischen Kooperationen interessierten AFRASO vor allem die Ansätze und Erfolge von sogenannten Kaizen-Instituten bei der Ausbildung von afrikanischen

1 Chinesischer Shop in der Gegend von Kapstadt/Südafrika.

Kleinunternehmerinnen und -unternehmern nach japanischen Arbeitsorganisations- und Personalführungsleitlinien. Indien war in seiner Führungsrolle in der Blockfreienbewegung und als Ideengeber für gesellschaftliche Entwicklungen von hoher Bedeutung. Der »Indian Ocean« war als einer der ältesten Räume des Warenhandels zwischen Asien und Afrika, aber ebenso des transnationalen Denkens und Erinnerns, von zentralem Interesse. Indonesien, Thailand, die Philippinen und Vietnam wurden als Länder vielfältigster interpersoneller Beziehungen in den Blick genommen, zum Beispiel in Bezug auf Handelsreisen oder Arbeitsmigration. So untersuchte AFRASO zum Beispiel die Rolle und die Erfahrungen vietnamesischer Arbeiter in Angola und die Netzwerke westafrikanischer Händlerinnen in Bangkok oder Jakarta.

China immer wieder im Mittelpunkt der Debatte

Gleichwohl standen auch bei AFRASO die chinesisch-afrikanischen Beziehungen immer wieder im Mittelpunkt. Denn das Engagement Chinas spielt aufgrund seines Umfangs, seiner Vielfalt und seiner langen Geschichte – die Handelsbeziehungen etwa reichen bis in die Zeit vor dem Kolonialismus zurück – eine besondere Rolle.

In der Nachkriegsgeschichte markierte die Konferenz von Bandung im Jahr 1955, an der zahlreiche afrikanische und asiatische Länder teilnahmen, einen entscheidenden Ausgangspunkt der Blockfreienbewegung, die die meisten Länder des Südens vereinte und der insbesondere in den 1970er Jahren im Rahmen der Vereinten Nationen als »dritte Kraft« im Kalten Krieg eine hohe Bedeutung zukam. Da die Mitgliedsstaaten oft koordiniert handelten, entwickelten die Blockfreien durchaus Einfluss im internationalen System – auch wenn sie große Ziele wie das einer neuen Weltwirtschaftsord-

nung letztlich nicht verwirklichen konnten. In der Folge von Bandung nahm Chinas Hilfe für Afrika selbstbewusstere Formen an, einschließlich logistischer, materieller und finanzieller Unterstützung für afrikanische nationale Befreiungsbewegungen. Die Tansania-Sambia Eisenbahn TAZARA, deren Bau China zu Beginn der 1970er Jahre finanzierte und die für beide afrikanischen Länder Rohstoffexporte unter Umgehung der Apartheidstaaten ermöglichte, gilt bis heute als Wahrzeichen chinesisch-afrikanischer Freundschaftsbeziehungen im Geiste des Antiimperialismus. Gleichzeitig verschaffte das TAZARA-Projekt aber auch der chinesischen Seite Zugang zu den sambischen Kupfervorräten.

Mythos Übermacht?

So wenig Chinas Beziehungen zu den afrikanischen Ländern im 20. Jahrhundert rein freundschaftlicher Natur waren, so wenig zutreffend ist die Vorstellung eines auf Rohstoffraub ausgerichteten, übermächtigen Neokolonialismus im 21. Jahrhundert. Zweifellos geht es für China in Afrika ganz zentral um Zugänge zu Rohstoffen. Doch werden die damit verbundenen Prozesse in der Realität sehr viel weniger von einem einheitlichen chinesischen Zentralstaat gelenkt als häufig vermutet. Tatsächlich werden chinesisch-afrikanische Wirtschaftsbeziehungen zu einem großen Teil von einer Mischung aus Einzelpersonen, Unternehmerfamilien und Unternehmen vorangetrieben, die im Allgemeinen nicht von der chinesischen Regierung gesteuert werden. Dies trifft in besonderem Maße auf die vielen chinesischen Händlerinnen und Händler zu, die auf individueller Basis in nahezu allen Ländern des afrikanischen Kontinents um ihren Lebensunterhalt kämpfen.

Ähnliches gilt für die Frage der chinesischen »Landnahme« in afrikanischen Ländern. So konnte AFRASO am Beispiel Benins zeigen, dass die viel diskutierte, rücksichtslose chinesische Landnahme keineswegs die dominante Form der Landinvestitionen in Afrika darstellt. China bleibt hier sehr deutlich hinter einheimischen und »westlichen« Großinvestoren zurück. Im Rohstoff- und Minensektor, der in den Medien gerne als der Kernbereich chinesischen



2 Chinesischer Kleiderladen in einer Mall in Johannesburg/Südafrika.





AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- China als neue imperiale Macht in Afrika: So stellen westliche Medien das chinesische Engagement in Afrika gerne dar. Die Wirklichkeit ist jedoch sehr viel komplexer. Sie war unter anderem Gegenstand des Forschungsprogramms AFRASO.
- Asiatisch-afrikanische Beziehungen haben eine lange Geschichte. Die Konferenz der Blockfreien in Bandung 1955 markiert den Ausgangspunkt der Betonung von Zusammenarbeit in Partnerschaft und gemeinsamer Solidarität gegen den Westen.
- Entgegen landläufiger Annahmen agiert China nicht in erster Linie als Zentralmacht, sondern mit Einzelpersonen, Unternehmen und Unternehmerfamilien in Afrika. Die Beziehungen sind auch keine Einbahnstraße: Auch afrikanische Akteure haben China und andere asiatische Nationen als Partner in Politik und Handel oder als Studiendestination für sich entdeckt.
- Das Verhältnis ist dennoch nicht immer harmonisch und frei von gegenseitigen Vorurteilen.

Hegemonialstrebens bezeichnet wird, zeigt sich ein ähnliches Bild.

Chinesische Investoren werden vor allem dort aktiv, wo westliche Firmen den Boden durch ihre Investitionen schon bereitet haben und diese nun aus Sicherheitsbedenken wieder abstoßen wollen. Dagegen sind chinesische Firmen – etwa in der Zentralafrikanischen Republik – zu ebenso riskanten wie langfristigen Investments bereit, die für westliche Unternehmen, vor allem wenn sie an wichtigen Börsenplätzen mit entsprechenden Kontroll- und Informationspflichten notiert sind, nicht sonderlich attraktiv sind. Weder »neokoloniale Ausbeutung« noch »solidarische Wirtschaftsbeziehungen« taugen in diesen Fällen als Erklärungsmuster.

Diverse und disparate Muster der Zusammenarbeit finden sich ebenso in der kulturellen und politischen Zusammenarbeit. Die Untersuchungen von AFRASO zu Konfuzius-Instituten in Afrika zeigten, dass China in der afrikanischen Praxis wesentlich weniger politisch und dirigistisch agiert als angenommen. Vielmehr versuchen Konfuzius-Institute, sich an örtliche Gegebenheiten anzupassen, und betonen in der Regel bestimmte Aspekte der traditionellen chinesischen Kultur wie Kalligrafie oder Teezere-

3 Abendliche Straßenszene in Guangzhou, der Stadt in China mit der größten afrikanischen Community. 2020 lebten hier mehr als 13 000 Personen afrikanischer Herkunft, die meisten als Studierende oder Händler.



4 2014 fand die erste AFRASO-Konferenz in Kuala Lumpur statt. Hier ein Teilnehmer bei der Registrierung.

5 Konfuzius-Institute sind in vielen Ländern Afrikas verbreitet und beliebt – hier das Schild des Instituts an der Universität Dakar, Senegal.

6 Chinesisch-Senegalesisches Reisprojekt: Um die Produktion zu steigern, werden neue Methoden und Reissorten getestet.

monien. Für Afrikanerinnen und Afrikaner stellen die Konfuzius-Institute eine interessante Bildungsoption dar, etwa um Studienabschlüsse zu »veredeln« und somit ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt, nicht zuletzt dem chinesischen, zu erhöhen.

Auch in den politischen Beziehungen, so ein weiteres Ergebnis von AFRASO, ist die Rhetorik der Freundschaftlichkeit und Partnerschaft auf Augenhöhe für die afrikanische Seite ebenso ergiebig wie für die chinesische. Während China durch diese Netze der Freundschaft vor allem seine weltpolitische Positionierung unterstreicht, hat das chinesische Modell des gelenkten Entwicklungsstaates für politische Eliten in verschiedenen afrikanischen Ländern nach innen eine Vorbildfunktion. Für zivilgesellschaftliche Akteure auf dem afrikanischen Kontinent sind diese politischen Süd-Süd-Bündnisse jedoch weniger von Interesse, wie die Untersuchungen von AFRASO zu chinesisch-südafrikanischen



Kooperationen im Bereich der Geschlechterpolitik gezeigt haben. Zwar arbeiten einige südafrikanische Akteurinnen der institutionellen Geschlechterpolitik, zum Beispiel aus Ministerien und anderen staatlichen Institutionen oder auch Gruppen von Unternehmerinnen, durchaus am Aufbau intensiverer Beziehungen zu chinesischen Counterparts. Akteurinnen aus autonomen Frauenbewegungskontexten, die Anliegen wie die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen verfolgen, verhalten sich jedoch distanziert gegenüber den verschiedenen Formen der staatlich gelenkten Zusammenarbeit und suchen sich ihre Kooperationen stattdessen in den vielfältigen Netzen transnationaler sozialer Bewegungen, die Süd-Süd- ebenso wie Süd-Nord-Beziehungen umfassen.

Transregionalität ist keine Einbahnstraße

AFRASO hat somit in mehrfacher Hinsicht zur wissenschaftlichen Differenzierung des populären Bildes von China in Afrika beigetragen. China ist weder allgegenwärtig noch einfach nur übermächtig: Seine Beziehungen zu Afrika dienen in der Regel eigenen politischen und ökonomischen Interessen, sind dabei aber nicht grundsätzlich »neokolonialer« als westliche Beziehungen zu afrikanischen Ländern.

Die neu entstehenden Formen afrikanisch-asiatischer Transregionalität, die für AFRASO im Verlauf des Forschungsprogramms immer



stärker ins Zentrum der Analysen rückten, sind sicher nicht symmetrisch angelegt, aber sie werden von allen Beteiligten gestaltet und erbringen Nutzen auf allen Seiten. Auch Afrika ist dabei, Asien für sich zu entdecken und neue Chancen zu realisieren. So zeigte AFRASO, dass gerade China ein wichtiges Zielland für afrikanische Händler ist, die sich in großer Zahl dort niedergelassen haben und in eine Zukunft vor Ort zu investieren beginnen. Obwohl dieser Zuzug bei der Bevölkerung verstärkt auf Widerstand stößt, sind die Städte vor allem im Süden Chinas bis heute unter den asiatischen Optionen der

wichtigste Anziehungspunkt für Studierende und Händler aus ganz Afrika, die Keimzellen einer neuen afrikanischen Diaspora in China bilden.

Eine andere wichtige »afrikanische« Kontaktzone hat sich durch die Präsenz traditioneller chinesischer Medizin in Afrika herauskristallisiert: Chinesische Ärzte in Mali bilden inzwischen einen fest integrierten Bestandteil der Gesellschaft, während sich traditionelle chinesische Heilmittel in Südafrika als Konkurrenz zur traditionellen afrikanischen Medizin etabliert haben.

Das Ende der »Harmonie«?

Das Bild der neuen Süd-Süd-Allianz und der neuen Brüderlichkeit bekommt jedoch seit 2019 zunehmend Risse. Zum einen kam es immer wieder zu eindeutig rassistischen Vorfällen gegenüber afrikanischen Studierenden in China, die dem Image Chinas in Afrika sehr geschadet haben. Auch in Afrika selbst häufen sich die Berichte darüber, dass chinesische Unternehmen geltende Arbeits- oder Umweltgesetze nicht beachten, zum Beispiel im Minensektor Sambias. In anderen Ländern Afrikas ziehen sich chinesische Familienunternehmen wieder aus dem Einzelhandel zurück, weil sie wirtschaftlich nicht erfolgreich waren oder weil Regierungen wie die im Senegal Gesetze zur Regulierung des Handels erlassen haben. So ist es chinesischen Händlern vielerorts nur noch erlaubt, mit Waren zu handeln, die nicht von einheimischen Läden angeboten werden.

Und auch in Afrika gibt es durchaus rassistische Ressentiments gegen Firmen und Zuwanderer aus China, ausgelöst durch die Verdrängung einheimischer Firmen, die Missachtung von Arbeitsschutz- und Umweltgesetzen oder die alltägliche Behandlung von Angestellten durch chinesische Firmenbesitzer. Die Coronakrise hat der Mobilität von Menschen und der Vergabe von Stipendien ein plötzliches und bis jetzt anhaltendes Ende gesetzt. Wie es hier weitergehen wird, ist unklar. Schließlich rückt aktuell auch die enorme Verschuldung afrikanischer Länder in den Fokus, die im Zuge der oft gigantischen chinesischen Infrastrukturprojekte entstanden ist. So hat Uganda bereits seinen einzigen internationalen Flughafen in Entebbe an China abtreten müssen – sicher kein Indiz unverbrüchlicher Süd-Süd-Solidarität.

An der Goethe-Universität geht die Forschung an afrikanisch-asiatischen Beziehungen weiter. So erforscht das Projekt »Cultural Entrepreneurship and Digital Transformation in Africa and Asia (CEDITRAA)« zusammen mit den Kolleginnen und Kollegen der Universität Mainz die Kulturindustrien ausgewählter afrikanischer und asiatischer Länder. ●



Die Autorin

Uta Ruppert, Jahrgang 1961, ist seit 2002 Professorin für Politikwissenschaft und Politische Soziologie mit dem Schwerpunkt Globaler Süden unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse und eine der Direktorinnen im Cornelia Goethe Centrum für Geschlechterstudien. Sie gehörte zur Gründungs- und später zur Steuerungsgruppe von AFRASO und war Principal Investigator von Projekten zu chinesisch-afrikanischen Geschlechterpolitiken und zu koreanischen Entwicklungspolitiken in Äthiopien und Tansania. Aktuell arbeitet sie zu Konzepten von Solidarität und Transformation in transnationalen feministischen Bewegungen und zu zivilgesellschaftlichen Kritiken von Asylpolitik in Deutschland.

ruppert@soz.uni-frankfurt.de



Der Autor

Stefan Schmid, Jahrgang 1964, hat Geografie und Entwicklungspolitik an den Universitäten Heidelberg, Aix-Marseille und der ETH Zürich studiert. Er wurde im Rahmen eines Afrika-bezogenen Sonderforschungsbereichs an der Goethe-Universität promoviert. Seit 2003 ist er wissenschaftlicher Koordinator des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) und als solcher in verschiedenen Programmen und Projekten des BMBF, der DFG, der VolkswagenStiftung und der Gerda Henkel Stiftung aktiv.

s.schmid@em.uni-frankfurt.de

Literatur

Achenbach, R., Beek, J., Njenga Karugia, J., Mageza-Barthel, R. und Schulze-Engler, F. (Hrsg.): *Afrasian Transformations: Transregional Perspectives on Development Cooperation, Social Mobility and Cultural Change*, Brill, Leiden 2020.

Ross, A. und Ruppert, U. (Hrsg.): *Reconfiguring Transregionalism in the Global South: African-Asian Encounters*, Palgrave, Basingstoke/New York 2020.

Eckl, F. K., Mageza-Barthel, R. und Thubauville, S.: *Ethiopia's Asian Options – A Collage of African and Asian Entanglements*, *Insight on Africa*, 9/2, 2017, 89-108.

Hartig, F.: *Chinese Public Diplomacy: The Rise of the Confucius Institute*, Routledge, Oxon/New York 2016.

Graf, A. und Hashim, A. (Hrsg.): *African-Asian Encounters: New Cooperations and New Dependencies*, *International Institute for Asian Studies Series (Global Asia 7)*, Amsterdam University Press, Amsterdam 2017.

Kaag, M., Khan-Mohammad, G. and Schmid, S. (Hrsg.): *Destination Africa. Contemporary Africa as a Centre of Global Encounter*, Brill, Leiden 2021.

Njenga Karugia, J.: *Connective Afrasian Sea Memories: Transregional imaginaries, memory politics, and complexities of national »belonging«*, *Memory Studies Special Issue*, 11 (3), 2018, pp. 328-341.

Nguepjouo M., Diderot: *The spatialization of China's presence in Cameroon: the mining sector as an indicator of its interest in Africa*, *The Extractive Industries and Society* 4, 3, 2017, 513-524.

Röschenthaler, U., Jedlowski, A. (Hrsg.): *Mobility between Africa, Asia and Latin America: Economic networks, cultural interaction and aspirations of success*, Zed Books, London 2017.

Schulze-Engler, F.: *Africa's Asian Options: Indian Ocean Imaginaries in East African Literature*, in: Mann, M. und Phaf-Rheinberger, I. (Hrsg.): *Beyond the Line: Cultural Narratives of the Southern Oceans*, Neofelis, Berlin 2014, S. 159-178.

(Ausgewählte Publikationen von AFRASO-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeitern)



AFRIKA
IM
FOKUS

Von der Afrikaforschung zur afrikabezogenen Forschung

Ein Wandel der Perspektiven ist in allen wissenschaftlichen Disziplinen zu beobachten

von Kokou Azamede und Hans Peter Hahn

Seit 20 Jahren entwickelt das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) an der Goethe-Universität immer neue Perspektiven der afrikabezogenen Forschung, etwa durch interdisziplinäre und transkontinentale Konzepte. Doch historisch gewachsene Ungleichheiten erschweren auch heute noch ein angemessenes Verständnis des Kontinents, der zu häufig als Forschungsgegenstand betrachtet wurde und wird.

An der Goethe-Universität entstand im Jahr 2003 das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF), hervorgegangen aus einem außerordentlich erfolgreichen Sonderforschungsbereich mit regionalem Schwerpunkt in Westafrika. Seitdem bündelt das ZIAF ein breites Spektrum geistes- und naturwissenschaftlicher Forschungsaktivitäten mit Bezug zu Afrika, initiiert interdisziplinäre Forschungsprojekte, fördert die Kooperation mit afrikanischen Partnerinnen und Partnern sowie die Nord-Süd-übergreifende Nachwuchsförderung und betreibt Öffentlichkeitsarbeit, um ein differenziertes Bild Afrikas zu vermitteln. Im Vergleich mit anderen wichtigen Zentren der afrikabezogenen Forschung (Bayreuth, Köln, Hamburg, Leipzig, Berlin) zeichnet sich das ZIAF durch seine fachliche Diversität aus. Mehr als an den anderen Standorten weisen die beteiligten Forscherinnen in Frankfurt sehr unterschiedliche disziplinäre Hintergründe auf, die jeweils eigene Bezüge zu thematischen Forschungsfeldern in Afrika und darüber hinaus haben.

Die Interdisziplinarität war bereits in dem von 1988 bis 2003 von der DFG geförderten

Sonderforschungsbereich 268 angelegt. Darin arbeiteten in räumlich klar definierten Fallstudien naturwissenschaftliche Fächer mit der Archäologie und der Ethnologie, der Geografie und der Linguistik zusammen, um mehr über Naturverhältnisse und Kulturgeschichte Westafrikas herauszufinden. Das von 2013 bis 2019 realisierte und vom BMBF geförderte Forschungsprogramm »Afrikas Asiatische Optionen« (AFRASO; s. Beitrag auf Seite 46) markiert eine Weiterentwicklung der Aktivitäten des ZIAF, insofern hier nicht mehr Afrika als Kontinent im Vordergrund stand, sondern die transkontinentalen Verflechtungen zwischen Afrika und Asien erforscht wurden.

Interdisziplinarität über die Fächergrenzen der klassischen »Afrikaforschung« hinaus war daher die Gründungsidee des ZIAF, und AFRASO erweiterte die Perspektive des ZIAF paradigmatisch. Die AFRASO-Forschung machte noch stärker deutlich, wie wichtig die Perspektive auf Afrika als einen global verflochtenen Ort ist. Denn es wäre kurzsichtig, so zeigten die Forschungsergebnisse, die Forschung auf den Kontinent als geografische Einheit zu beschränken.

Graffiti-Kunst in Soweto bei Johannesburg in Südafrika.



Die »Pilote African Postgraduate Academy (PAPA)«, die von der Goethe-Universität, der Universität Basel und dem Forschungszentrum Point Sud in Bamako entwickelt wurde, nahm 2020 die Arbeit auf. Hier ein Bild der ersten Fellows und Mentoren.

Erst die Betrachtung der transkontinentalen Bezüge ergibt ein ausgewogenes Bild Afrikas.

Neuartige Forschungskonzepte und -ergebnisse können also das Bild Afrikas insgesamt verändern. Für diese Einsicht stehen auch zahlreiche weitere, von den Mitgliedern des ZIAF in den vergangenen 20 Jahren initiierte und realisierte Projekte: Die Beschäftigung mit Afrika ermöglicht immer wieder neue Perspektiven. Afrika ist kein Gegenstand im Sinne eines von Europa abgrenzbaren Objektes. Vielmehr stellt die jüngere Forschung immer wieder die Frage: Wie kann afrikabezogene Forschung sich einem angemessenen Verständnis des Kontinents annähern?

Auch die Mitglieder des ZIAF integrieren diese zentrale Frage in ihre Überlegungen, indem sie ihre Forschung hinterfragen, immer wieder neue Ansätze suchen und deren Mehrwert prüfen. Die in der öffentlichen Debatte gewachsene Sensibilität für koloniale Verflechtungen ist aktuell von besonderer Bedeutung. Vor dem Hintergrund der kolonialen Geschichte wird immer mehr deutlich, wie eng die historischen Bezüge zwischen Europa und Afrika waren und sind. Die Machtasymmetrien wurden in der Forschung bislang viel zu oft ausgeblendet. Zu Unrecht wurden die Implikationen Europas in das Geschick Afrikas als ein Phänomen der Vergangenheit betrachtet. Tatsächlich stellt das Aufdecken solcher Ungleichheiten in Vergangenheit wie Gegenwart eine der neuen Prioritäten dar, denen sich das ZIAF in Zukunft verstärkt stellt, indem es sein Selbstverständnis hinterfragt und seine Ausrichtung neu bestimmt.

Dabei geht es *einerseits* um die Forschungsthemen. Es ist nicht nur eine Frage der Geschichtswissenschaften oder anderer geisteswissenschaftlicher Fächer, wie Asymmetrien der

Macht beschrieben und überwunden werden könnten, sondern genauso eine Herausforderung für die naturwissenschaftlichen Disziplinen. Heute stellt der Fortbestand dieses Ungleichgewichts die Überzeugungskraft der afrikabezogenen Forschung insgesamt infrage, da sich herausgestellt hat, dass die von Europa aus betriebene Forschung einseitige Ergebnisse hervorgebracht hat. Das betrifft zum Beispiel die Vernachlässigung bestimmter Felder, wie lokale Politik in kolonialen Kontexten oder die Nutzung von Datenbanken in Afrika. Einige Ansätze, mit denen sich das ZIAF zukünftig stärker befassen wird, um das Ungleichgewicht zu überwinden, sind:

1. die Erforschung des Kolonialerbes in allen Bereichen (Kultur, Politik, Wirtschaft, Gesundheit/Medizin, Naturwissenschaften und Religion),
2. die Untersuchung der verschiedenen kulturellen/geografischen und sozialen Interaktionen; koloniale Verstrickung würde dabei als transkulturelles Experimentierfeld verstanden,
3. die Entwicklung von Methoden der Reflexion über Ungleichheit und ihrer Überwindung in allen Bereichen: Forschungsinfrastruktur, Zugang zu Wissensressourcen, Erlangung von akademischen Graden und so weiter.

Dabei geht es *zum anderen* auch darum, die Formen des Forschens zu hinterfragen. Während in den vergangenen Jahren kollaborative Forschung ein weithin akzeptierter Standard geworden ist und es zurzeit kaum noch Projekte gibt ohne die Beteiligung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus beiden Kontinenten, bleibt noch viel zu tun im Hinblick auf eine gemeinsame, europäisch-afrikanische Definition der Forschungsfragen auf Augenhöhe, die eine »aufrichtige« Kollaboration befördert.



Das ZIAF-Direktorium:

Dr. Nikolas Gestrich (von links),
 Dr. Aïsha Othman, Prof. Mamadou Diawara,
 Dr. Alexa Höhn, Prof. Axel Fanego Palat,
 Dr. Karen Hahn, Prof. Frank Schulze-Engler,
 Prof. Hans Peter Hahn, Dr. Stefan Schmid,
 Prof. Jürgen Runge.

Nur eine solche Zusammenarbeit ermöglicht nachhaltige Ergebnisse, da diese von Experten unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeit begleitet wurden.

Zurzeit sind die Möglichkeiten der gemeinsamen Projektentwicklung noch viel zu begrenzt. Es gibt nur in wenigen Fällen eine Förderung von kollaborativ konzipierten Projekten. Die von den Geldgebern gesetzten Richtlinien erlauben keine selbstständige Verwaltung der Projekte durch die Partner in den Ländern Afrikas.

Besonders die Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus diesen Ländern gestaltet sich sehr schwierig – trotz einiger Leuchtturmprojekte im ZIAF wie dem von der DFG geförderten Programm Point Sud, dem Stipendienprogramm der VolkswagenStiftung »Knowledge for Tomorrow« oder der von Prof. Mamadou Diawara geleiteten »Pilot African Postgraduate Academy (PAPA)« der Gerda Henkel Stiftung. Insgesamt gibt es in Deutschland weder eine ausreichende Zahl von Stipendien für Promovierende und Postdocs, noch gibt es geeignete Austauschprogramme oder internationale Studiengänge, in die Universitäten in Ländern Afrikas eingebunden sind. In dieser Hinsicht ist noch viel zu tun. In der Verbesserung der kollaborativen Strukturen, die einen Austausch auf Augenhöhe erst möglich machen würden, liegt eine der großen Herausforderungen für die zukünftige afrika-bezogene Forschung. ●

Die Autoren



Prof. Dr. Hans Peter Hahn, 58, ist Professor für Ethnologie und Sprecher eines deutsch-französischen Doktorandenkollegs mit dem Titel »Den ›Anderen‹ repräsentieren: Museen, Universitäten, Ethnologie«. Seine Forschungsinteressen sind materielle Kultur, Technologien, Migration und ethnologische Museen. So beschäftigte er sich intensiv mit Handys und Fahrrädern in Afrika, aber auch dem Sachbesitz in ländlichen Gegenden Westafrikas. Zuletzt hat Hans Peter Hahn einen Sammelband zu Lebenswelten von Migranten nach der Ankunft in Deutschland publiziert. Er zeigt damit, wie Konsummuster zugleich für Integration sowie für den Ausdruck einer eigenen kulturellen Identität stehen.

hans.hahn@em.uni-frankfurt.de



Dr. Kokou Azamede ist Dozent an der Universität Lomé (Togo), Fachbereich Deutschstudien/Kulturwissenschaft. Er wurde 2008 an der Universität Bremen promoviert mit einer Arbeit zum Thema »Transkulturationen? Ewe-Christen zwischen Deutschland und West-Afrika, 1884–1939«. Seine Forschungsschwerpunkte sind transkulturelle Studien, deutsche Missionen und deutscher Kolonialismus sowie deutsche Kolonialfotografie aus Westafrika. Er war 2001 bis 2002 Stipendiat der Hanns-Seidel-Stiftung in Bayreuth, 2004 bis 2005 der VolkswagenStiftung in Bremen. 2010 und 2014 war er Postdoc-Stipendiat des DAAD in Bremen, 2012 bis 2013 der Fritz Thyssen Stiftung in Frankfurt/M., 2021 des Merian Institute of Advanced Studies in Africa – MIASA in Accra (Ghana). Zurzeit ist er Gastdozent an der Universität Tübingen. Seine aktuellen Forschungsprojekte beziehen sich auf die Rekontextualisierung menschlicher Überreste und Kolonialobjekte aus Deutsch-Togo in deutschen Museen und auf die Frage des Kolonialerbes.

azamgod@gmail.com



Forschung in Afrika – wer spricht über wen?

Einblicke in die Debatte um Repräsentation, Dekolonisation und die Zukunft der Afrikawissenschaften

von Melanie Gärtner

Die Debatten, wer wo und wie repräsentiert ist, werden in weiten Teilen der Gesellschaft geführt. Wer erzählt wessen Geschichte und wie? Wer redet über wen und wie? In der Wissenschaft muss die Frage lauten: Wer forscht über wen und wie? Ein Bereich, den diese Fragen besonders umtreiben, sind die Afrikawissenschaften.

Anfang Juni tagte in Freiburg die *Vereinigung für Afrikawissenschaften in Deutschland* (VAD e.V.) zum Thema *Afrika – Europa: Reziproke Perspektiven* und lotete dabei aus, wie Prozesse in der wissenschaftlichen Koproduktion von Wissen zwischen europäischen und afrikanischen Forscherinnen und Forschern ablaufen und wie es sich dekolonial forschen lässt. Der Konferenz ging eine weitreichende Debatte voraus. Inwiefern ist ein Fachverband noch zeitgemäß, zu dessen Selbstverständnis es gehört, Themen rund um Afrika in die Gesellschaft zu tragen, der aber zum großen Teil aus weißen deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besteht? Haben diese nicht einen sehr einseitigen, unvermeidbar durch die Kolonialgeschichte geprägten Blick auf Afrika? Wieso ist die afrikanische Diaspora – also die verstreut auf

der Erde lebenden Gemeinschaften von Menschen aus Afrika – kein vorrangiges Themengebiet des Fachverbands, obwohl diese weltweit eine wachsende Rolle spielen? Und welche Auswirkungen haben diese Rahmenbedingungen auf die Produktion von Wissen rund um Afrika?

Fragen dieser Art werden heute in vielen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gestellt. Besonders intensiv diskutiert werden sie allerdings in der Ethnologie. Dies hat seine Gründe im kolonialen Erbe des Fachs; waren Ethnologen doch immer wieder in den Dienst der Kolonialmächte eingespannt und schufen in dieser Zeit die sogenannte *koloniale Bibliothek*, das Fundament eines wissenschaftlichen Kanons, der bis heute Auswirkungen auf das Afrikabild und die Afrikawissenschaften hat.

Ethnologie: Ringen um neue Positionierung

Eine Dekolonisation der Wissenschaften, also eine Loslösung der Wissenschaften von der Perspektive der ehemaligen Kolonialmächte aus dem globalen Norden, wird daher zwar in vielen Dis-

ziplinen gefordert, kratzt aber insbesondere am Selbstverständnis der Ethnologie, die um eine neue Positionierung ringt. Wie selbstkritisch die Auseinandersetzung geführt wird, zeigte 2008 die Umbenennung der wissenschaftlichen Fachgesellschaft von Deutscher Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSK). Dass bei dem längst überfälligen Ablegen der *Völkerkunde* der Begriff Ethnologie vermieden wurde, liegt zum einen an der besseren Anschlussfähigkeit an die anglophonen Begrifflichkeiten, zum anderen aber vielleicht auch an der sensiblen Wahrnehmung der Anmutungen von *Othring*, also *Veränderung* oder Exotisierung, die der griechische Begriff *ethnos* beinhaltet.

Längst nicht alle Institute sind der Fachgesellschaft gefolgt. Denn es ist durchaus umstritten, ob der *andere Blick*, der die Ethnologie ausmacht, wissenschaftlich eine Schwäche oder eine Stärke ist. Wenn es um Dekolonisierung geht, geht es um mehr als um reflektierten Sprachgebrauch.

Hans Peter Hahn, Professor für Ethnologie an der Goethe-Universität und Vorsitzender der VAD von 2018 bis 2021, erinnert sich an seine eigene Zeit als Student und die Repräsentationsdebatte, die die Publikation *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography* (1986) von James Clifford und George Marcus damals im Fach ausgelöst hat. Die Texte des Sammelbandes befassten sich damit, wie die Ethnografie Kultur beschreibt, und es ging um die Kultur des Schreibens und die damit verbundene Konstruktion von Kultur. Besonders dieser Punkt führt zu intensiven Diskussionen: »Das Werk hat das Konzept der beschreibenden Ethnografie erschüttert und damit die Grundlage unserer Disziplin.« Die Folgen waren weitreichend: »Das geisteswissenschaftliche Projekt, die Welt durch Beobachtung umfassend beschreiben zu können, ist gescheitert. Heute wissen wir: Ein komplexes Phänomen wie eine Gesellschaft oder eine Kultur lässt sich nicht aus einer einzigen Perspektive heraus erfassen«, sagt Hahn. Schon damals ging die Kritik mit Forderungen einher, die wissenschaftliche Praxis zu überdenken. Einige Ideen von damals haben sich durchgesetzt – sei es in Form von sprachlicher Sensibilität oder sei es in der Forderung nach einer polyphonen Ethnologie, wie sie in kollaborativ gestalteten Forschungsprojekten angestrebt wird.

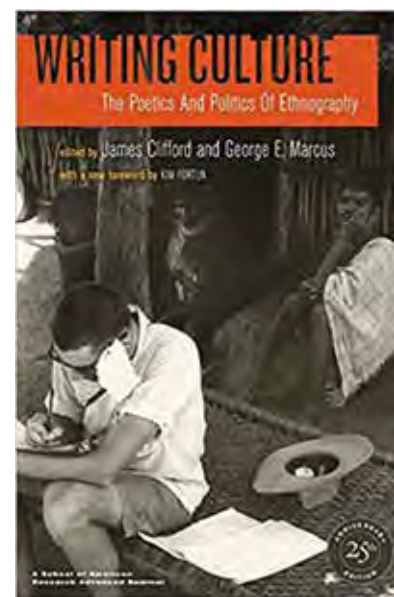
Co-Autorenschaft als Grundprinzip

Für Prof. Hahn geht dies allerdings nicht weit genug. Für ihn müsste das Fach deutlich progressiver mit Themen der Repräsentation und Diversität umgehen. Er erinnert sich immer noch voller Verwunderung an seine eigene Studienzeit in Frankfurt, in der seine Dozenten die Writing-

Culture-Debatte nicht proaktiv in die Seminare trugen. »Ich bin damals durch Zufall auf die Publikation gestoßen, in den Seminaren war das kein Thema«, erinnert er sich. »Hier zeigt sich eine Trägheit, die der Ethnologie bis heute anhaftet«, so Hahn. Er selbst hat seine Forschungspraxis angepasst. Er publiziert vorwiegend mit afrikanischen Kollegen in Co-Autorenschaft und betrachtet Seminare zu Regionalgebieten kritisch. Wichtiger ist es für ihn, seine Studierenden in einem reflektierten Umgang mit Identität, Rassismus und postkolonialen Konzepten zu schulen. In seiner damaligen Funktion als Vorsitzender der VAD stieß er zum 50-jährigen Bestehen des Verbands (2019) eine Debatte zur selbstkritischen Reflexion der Afrikawissenschaften an. Das Thema der Freiburger Tagung wurde aus dieser Reflexion heraus entwickelt.

Die Fragen, wer über wen spricht, wer über wen forscht, wer das Wissen produziert, auf dessen Grundlage Entscheidungen getroffen werden, fallen in einer Vereinigung wie der VAD auf fruchtbaren Boden. Kein Wunder, schließlich häufen sich die Fälle von Kritik, dass *Weißer* in *schwarzen* Communities forschen.

Davon kann auch Dr. Hauke Dorsch berichten, Dozent am Institut für Ethnologie und Afrikastudien an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und wissenschaftlicher Leiter des Archivs für die Musik Afrikas (AMA). Dorsch sah sich im Rahmen einer Publikation vehementer Kritik ausgesetzt, er habe sich in einer wissenschaftlichen Arbeit nicht ausreichend mit seiner Rolle als *Weißer* beschäftigt. »Der Artikel durchlief mehrere Reviews, in denen ich immer dezidiert reflektierte und erläuterte«, sagt Dorsch. »Vielfach lief es dabei auf eine defensive Rechtfertigung hinaus, die ich so nicht haben lassen wollen.« In einem anderen Fall wurde eine Einladung zu einer Musikveranstaltung zurückgenommen, nachdem klar wurde, dass er als *Weißer* afrikanische Musik vorstellen würde. »Als jemand, der seit Jahrzehnten Konzerte organisiert, ist der Gedanke, mit afrikanischen Kolleginnen und Kollegen auf Augenhöhe zu arbeiten, für mich alles andere als neu«, so Dorsch. »Es ist eine bizarre Vorstellung, dass ich die Musik, die ich auflege, auch repräsentieren muss. Als ich angefangen habe, mich für die Musikwelten Afrikas zu begeistern, stand dieses Interesse noch für Respekt, Anerkennung kultureller Leistungen und den Blick über den eigenen Tellerrand.« Natürlich verstehe er die Debatten rund um Dekolonisation und Aneignung und begrüße den sensiblen Umgang mit diversifizierter Repräsentation. Seit Jahren werden diese Debatten auch von Studierenden eingefordert, besonders von jenen, die sich als *People of Color* identifizieren. »Dass aber die Hautfarbe so bedeutungsvoll und damit Genetik



Das Buch »Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography«, herausgegeben von James Clifford und George Marcus, löste in den 1980er Jahren eine heftige Debatte darüber aus, wie die Ethnografie Kultur beschreibt.

Bild links: Ethnologen der Goethe-Universität im Gespräch: Prof. Mamadou Diawara (rechts) und Prof. Hans Peter Hahn auf dem Gelände des Campus Riedberg, wo sie an einer Direktoriumssitzung des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung teilgenommen haben.

Die Autorin

Melanie Gärtner hat in Frankfurt Ethnologie studiert und arbeitet als freie Journalistin für Printmedien und Film.

mail@m-eilenweit.de



»Einige Regionen der Erde scheinen wie unter einer Decke zu liegen. Es ist so, als würde man von diesen Teilen der Welt wissenschaftlich nichts erwarten«, sagt Prof. Abimbola Adesoji, Historiker an der Obafemi Awolowo University in Ife-Ife, Nigeria.



»Dass aber die Hautfarbe so bedeutungsvoll und damit Genetik ausschlaggebend wird für das, was ein Mensch tun oder nicht tun sollte, das ist eine Richtung, in die ich nicht gehen möchte«, sagt Dr. Hauke Dorsch, Dozent an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und wissenschaftlicher Leiter des Archivs für die Musik Afrikas (AMA).

ausschlaggebend wird für das, was ein Mensch tun oder nicht tun sollte, das ist eine Richtung, in die ich nicht gehen möchte.«

Auf die richtigen Forschungsfragen kommt es an

Auch für Mamadou Diawara, Professor am Institut für Ethnologie der Goethe-Universität und Gründungsdirektor von Point Sud, eines Forschungszentrums für lokales Wissen in Bamako (Mali), steht diese Tendenz dem ursprünglichen Ruf nach Polyphonie in der Repräsentationsdebatte entgegen. »Die Forderung nach Dekolonialität ist ein Appell daran, verschiedenen Stimmen und damit verschiedenen Wissensmodi Gehör zu verschaffen«, sagt er. »Diesen Appell müssen wir sehr ernst nehmen.« Die Gründe für Ungerechtigkeit seien tief und der Prozess der Dekolonisation viel komplexer; es sei nicht damit getan, nur europäische Suprematie (Vorherrschaft) infrage zu stellen. »Die Muster reproduzieren sich. Wenn wir nicht viele kleine Blasen etablieren wollen, in denen in geschlossenen Kreisen Monologe geführt werden, sollten wir nicht die Frage stellen, wer über etwas forscht, sondern was und wie wir forschen«, fordert Diawara.

Diawara selbst sieht vor allem Probleme in der Struktur des Forschungsbetriebs. Forscherinnen und Forscher des globalen Südens seien auch in kollaborativ angelegten Forschungsprojekten nicht gleichgestellt – weder bei der Vergütung noch in ihrer wissenschaftlichen Rolle, bei der sie als Assistenten und Zulieferer von Wissensinhalten dienen würden, während die Kollegen des globalen Nordens die Rolle der Experten und damit die Deutungshoheit innehätten. Die Abhängigkeit des afrikanischen Wissenschaftsapparats von Geldern aus dem Norden wird vor allem dann problematisch, wenn die Themen vorgegeben werden. Oft dominierten in vorgegebenen Forschungsinhalten Ansätze, die das erhobene Wissen als angewandte Forschung in Wert setzen möchten, etwa um Lösungen für entwicklungsspezifische Fragen zu liefern. »Das Problem dabei ist, dass diese Fragestellungen von außen importiert sind und damit Lösungen hervorbringen, die mit den lokalen Realitäten nicht viel zu tun haben«, so Diawara. »Wir brauchen mehr Raum dafür, im Rahmen von Grundlagenforschung jene Fragen zu stellen, die die spezifischen Problematiken vor Ort erkennbar machen. Dafür brauchen wir Menschen, die wissenschaftlich hervorragende Arbeit leisten und mit den lokalen Realitäten vertraut sind. Das müssen nicht unbedingt afrikanische Menschen sein.«

Wenn die wissenschaftliche Leistung als Messlatte dient, stellt sich die Frage nach der strukturellen Ausgangslage: Dass Forscherinnen und Forschern des globalen Südens ein oft

unzureichend ausgebauter Wissenschaftsapparat zur Verfügung steht, um zu hervorragend arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern heranreifen zu können, ist eine Ursache der ungleichen Rahmenbedingungen. Einige Programme engagieren sich dafür, diesem Gefälle entgegenzuwirken, die wissenschaftliche Expertise vor Ort aufzubauen und afrikanische Institutionen zu unterstützen. Beispiele hierfür sind die Exzellenzcluster *Normative Orders* der Goethe-Universität Frankfurt oder *Africa Multiple* der Universität Bayreuth, die Initiative *Knowledge for Tomorrow* der VolkswagenStiftung, das DFG-Programm Point Sud oder die *Pilot African Postgraduate Academy* der Gerda Henkel Stiftung.

Wissensproduktion als Monopol?

Einer der Wissenschaftler, die ihr wissenschaftliches Netzwerk so haben ausbauen können, ist Prof. Abimbola Adesoji, Historiker an der Obafemi Awolowo University in Ife-Ife, Nigeria. Im Rahmen des Georg Forster-Stipendiums der Alexander von Humboldt-Stiftung forschte er 2009 bis 2010 an der Goethe-Universität Frankfurt. Er hat beobachtet, dass Inhalten auf dem globalen Wissensmarkt mehr oder weniger Wert beigemessen wird, je nachdem, wo sie produziert werden. »Einige Regionen der Erde scheinen wie unter einer Decke zu liegen. Es ist so, als würde man von diesen Teilen der Welt wissenschaftlich nichts erwarten«, sagt Adesoji. »Das bedeutet, dass Wissen hierarchisiert und Wissensproduktion monopolisiert wird.«

Dass die strukturelle Ungleichbehandlung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des globalen Südens in kollaborativ angelegten Forschungsprojekten nur schwer auszuhebeln ist, hat systemische Gründe. Einer davon liegt im deutschen Förderwesen. Der wünschenswerten Forderung, Kolleginnen und Kollegen aus Afrika im Rahmen eines Projekts gleichwertig Forschungsgelder zur Verfügung zu stellen, damit diese in Eigenverantwortung ihre Inhalte definieren können, sind mit den Anforderungen des Bundesrechnungshofs bei der Verwendung von Steuergeldern derzeit nicht zu vereinbaren.

Eine Gruppe deutscher Wissenschaftler unter anderem aus den Reihen der VAD haben sich im April dieses Jahres in einem offenen Brief an das Bundesministerium für Bildung und Forschung, die Deutsche Forschungsgesellschaft (DFG) und den Deutschen Akademischen Auslandsdienst (DAAD) gewandt, um auf die Missstände in der deutschen Wissenschaftskooperation mit dem globalen Süden hinzuweisen. Gefordert wurden unter anderem flexiblere Forschungsformate, der Abbau von Überregulierung und unzumutbaren bürokratischen Zwängen und mehr Wertschätzung im Umgang mit den Partnerinnen und Partnern im globalen Süden. ●



Der in der Printausgabe enthaltene Beitrag »Frankfurter Gesichter« aus der F.A.Z. vom 11. Juli 2020 über Prof. Mamadou Diawara kann aus rechtlichen Gründen online nicht erscheinen.

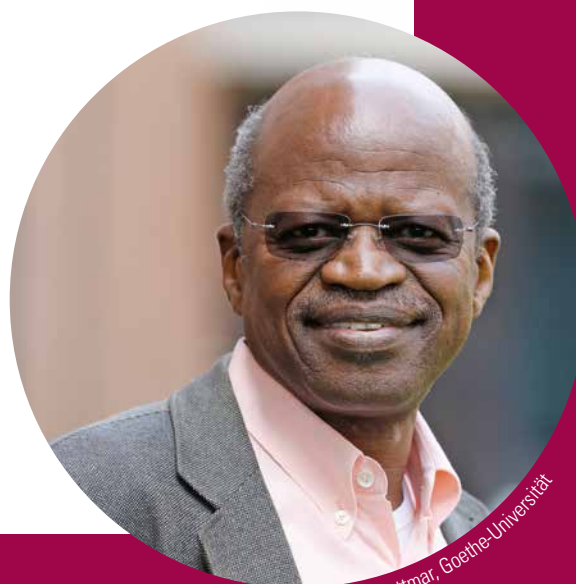


Foto: Uwe Dettmer, Goethe-Universität

Voneinander lernen

Frobenius-Institut und Oswin-Köhler-Archiv kooperieren
seit Jahren eng mit afrikanischen Partnern

von Jonas Krumbein

Aus der Sammlung des
Afrikanisten Oswin Köhler:
eine Parfumpulverdose, die
aus einem Schildkrötenpanzer
hergestellt wurde.



Die Sammlungen der Goethe-Universität mit Afrikabezug sind auch für die Herkunftsgemeinschaften von großem Interesse. Sie finden darin wichtige Informationen über ihre Geschichte. Die grenzübergreifende Zusammenarbeit bringt aber auch den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Goethe-Universität neue Forschungsimpulse.



Diese Elefantenskulptur ist aus Bienenwachs gefertigt worden.

Pfeile und Bögen, Tierhäute und Musikbögen, geflochtene und geschnitzte Gefäße: Hunderte Gegenstände hatte die Frankfurter Ethnologin Gertrud Boden vor ihren beiden Besuchern ausgebreitet. Thaddeus Chedau und Sonner Ciayi Geria waren Abgesandte des Volkes der Khwe in Namibia, die zu den im südlichen Afrika *San* oder *Buschleute* genannten Bevölkerungsgruppen gehören. In Frankfurt wollten die beiden im Oktober 2019 Objekte ihres Volkes sichten, die der Afrikanist Oswin Köhler auf Forschungsreisen zwischen 1959 und 1992 zusammengetragen hatte. Nach dem Tod Köhlers 1996 waren die Objekte zusammen mit getrockneten Pflanzenproben, Dias, Filmen, Audio-dateien, originalsprachigen Texten und Sachakten wie Forschungsberichten und Briefen an die Goethe-Universität Frankfurt gelangt, wo sie seither den Grundstock des Oswin-Köhler-Archivs am Institut für Afrikanistik bilden. Mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) macht Gertrud Boden die Sammlungen schon seit 2015 für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, und auch für die Khwe selbst, zugänglich. Denn die Kultur der Khwe ist bedroht, die Traditionen der Vorfahren unter jungen Khwe vielfach vergessen.

An den Rand gedrängt

Das Siedlungsgebiet der Khwe im sogenannten Caprivi-Zipfel, einem schmalen Landstrich im äußersten Nordosten Namibias, ist seit einigen Jahrzehnten als Nationalpark ausgewiesen. Um die dort lebenden Elefanten vor Wilderern aus dem benachbarten Angola zu schützen, sind strenge Vorschriften erlassen worden, die auch die Khwe einschränken. Sie dürfen nun nicht mehr weiter als fünf Kilometer von ihren Siedlungen entfernt in den Busch streifen. So gehen Traditionen wie die Jagd und das Sammeln von Heilkräutern, wie sie der Ethnologe Oswin Köh-

ler mit seinen Filmen und Dias, Zeichnungen und Audioaufnahmen, aber auch mit Pflanzenproben und Objekten dokumentiert hat, immer weiter verloren.

Das Volk der Khwe soll bestimmen

Umso bewegter zeigten sich die beiden Khwe-Abgesandten Chedau und Geria beim Betrachten der unscheinbaren Pflanzenpräparate, wie sich Gertrud Boden erinnert. Die Ethnologin hatte die Khwe nicht allein deshalb eingeladen, damit sie die Objekte sichten können, sondern auch, um sie nach Jahren der Lagerung in Kisten in Form einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Was wie gezeigt wird, bestimmten dabei die Khwe. Und diese hatten klare Vorstellungen: So sind in der Ausstellung im Institut für Afrikanistik in der sogenannten Neuen Mensa, einem Mensa- und Institutsgebäude auf dem Campus Bockenheimer, nur Präparate von Pflanzen zu sehen, deren Nutzen bereits allgemein bekannt ist. Denn die Khwe sorgen sich, dass ihr über Generationen weitergegebenes Wissen über Heilkräuter von Pharmakonzernen gestohlen und patentiert werden könnte. Aus ähnlichen Gründen sind auch Aufnahmen traditioneller Musik der Khwe aus dem Oswin-Köhler-Archiv nur nach Genehmigung durch Vertreter der Herkunftsgemeinschaft zugänglich. Sie sollen keinesfalls ohne Vergütung kopiert und zum Beispiel zur Produktion von Pop-Hits und Filmen genutzt werden können. Wer die vom Endangered Languages Documentation Programme an der renommierten London School of Oriental and African Studies digitalisierten Aufnahmen nutzen möchte, muss daher zunächst per Mail in Namibia um Genehmigung bitten.

Auch wenn es sich bei den Objekten im Oswin-Köhler-Archiv nicht um klassisches Raubgut aus der Kolonialzeit handelt, sollen die Khwe



Dieses Gefäß, eine so genannte Trinkkalabasse, diente den Jägern dazu, bei der Jagd ihren Durst zu löschen.



Sonner Geria (von links), Thaddeus Chedau, Judith Blume (Sammlungskoordinatorin der Goethe-Universität) und Gertrud Boden sichten im September 2019 gemeinsam Khwe-Objekte im Oswin-Köhler-Archiv.

das Recht erhalten, über Nutzungsbedingungen oder Standort der Dokumente ihres kulturellen Erbes mitzuentcheiden. Dieser Herangehensweise hat sich die Goethe-Universität auch für all ihre anderen Sammlungen aus Afrika verpflichtet.

Das Felsbildarchiv als Weltokumentenerbe nominiert

Ihr folgt auch das der Universität angegliederte Frobenius-Institut, benannt nach seinem Gründer Leo Frobenius. Der 1873 geborene Ethnologe hatte seine Expeditionen zunächst durch das Sammeln von Objekten in Afrika und deren Verkauf an Museen finanziert. Nachdem er von Kaiser Wilhelm II. finanziell gefördert wurde, war Frobenius aufs Sammeln nicht mehr angewiesen – und konnte sich seinem Hauptinteresse widmen: der Erforschung von prähistorischen Felsbildern vergangener Kulturen in Europa und auf den Kontinenten der Südhalbkugel, besonders in Afrika.

Leo Frobenius hatte den kulturgeschichtlichen Wert der Felsbilder in der Sahara und im südlichen Afrika früh erkannt. Um sie zur wissenschaftlichen Erforschung zu dokumentieren, kamen Kameras Anfang des 20. Jahrhunderts noch nicht infrage. Sie nahmen nur schwarzweiß auf – die Felsmalereien aber waren in der Regel farbig – und lieferten aus der Dunkelheit der Felshöhlen meist schlecht belichtete, detailarme Aufnahmen. So nahm Frobenius bildende Künstlerinnen und Künstler mit auf seine Expeditionen, sie fertigten Zeichnungen, Aquarelle und Ölgemälde von Felsmalereien an. Diese Kopien, das sogenannte Felsbildarchiv, lagern heute in den Kellerräumen des Frobenius-Instituts im Poelzig-Bau auf dem Campus Westend. »Was Frobenius' Malerinnen und Maler damals abbildeten, ist heute ein unverzichtbares kulturelles Gedächtnis, das beispielsweise zur Rekonstruktion zerstörter oder beschädigter Original-

Felsmalereien in Südafrika genutzt wird«, erklärt Dr. Richard Kuba, verantwortlich für die Archive des Frobenius-Instituts. Nicht umsonst wurde die Felsbildsammlung im November 2021 vom deutschen UNESCO-Komitee zur Aufnahme in das Welterbdokumentenerbe nominiert. Eine Entscheidung über die Anerkennung wird voraussichtlich 2026 fallen.

Digital für alle zugänglich

Um den heutigen Verwaltern von Felsbild-Stätten in Afrika den Zugang zu den Informationen des Welterbes in spe zu erleichtern, haben Kuba und sein Team – allen voran der Leiter des Frobenius-Fotoarchivs Peter Steigerwald – die gemalten Kopien in einem aufwendigen Verfahren digitalisiert und über das Internet weltweit abrufbar gemacht. Eine Übertragung der Nutzungsrechte an den Abbildungen an Herkunftsgesellschaften in Afrika steht aktuell nicht an. »Im inzwischen überwiegend christlich und islamisch geprägten Afrika gibt es kaum lokale Communities, die sich in der Tradition vorgeschichtlicher Künstler verorten, sich um solche Stätten kümmern oder Bildrechte reklamieren«, erklärt Kuba, der auch zu Felsmalereien australischer Ureinwohner forschet. »In Nordwest-Australien sind die Felsbilder auch heute noch zentraler Bestandteil von Kultur und Überlieferung, da treten wir Bild- und Nutzungsrechte ab«, berichtet der Ethnologe. Ähnlich wie in

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

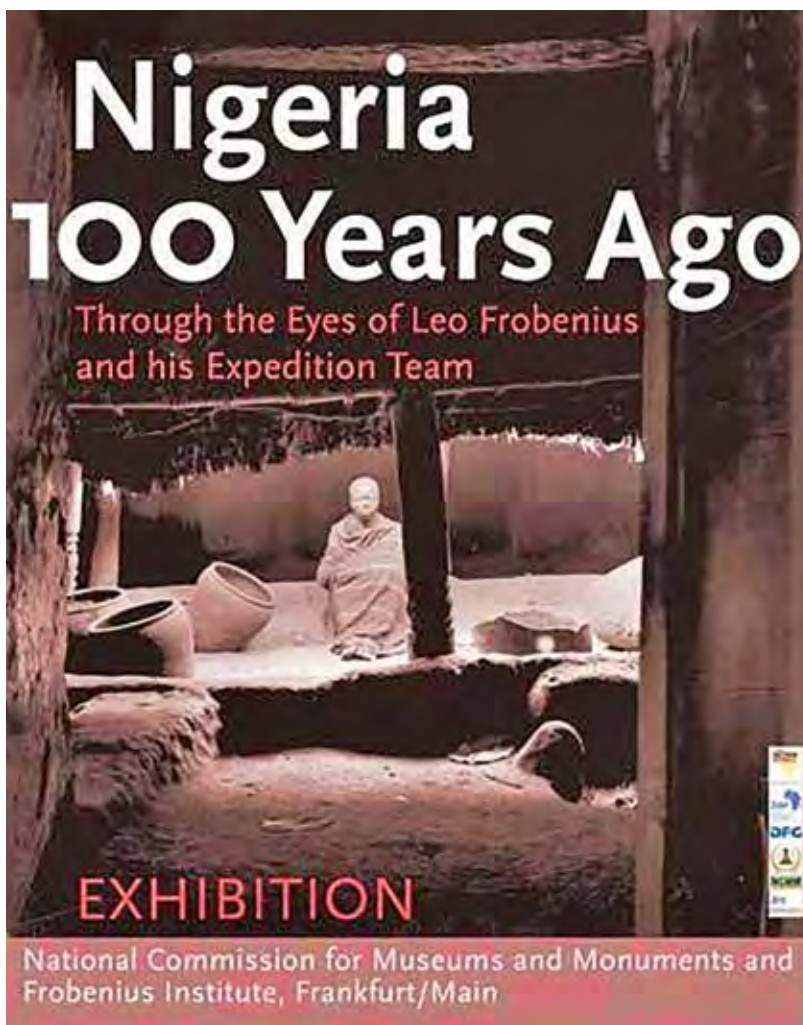
- Klassisches koloniales Raubgut ist selten in den Sammlungen der Goethe-Universität mit Afrikabezug.
- Die Bestände des Oswin-Köhler-Archivs oder des Frobenius-Instituts bestehen überwiegend aus Texten, Fotografien, Zeichnungen und Gemälden vom Kulturleben afrikanischer Gesellschaften, die Forscherinnen und Forscher auf ethnologischen Expeditionen anfertigten oder in Auftrag gaben.
- Es sind Bilder aus bilderarmen Zeiten, denn die klassische Kolonialfotografie nahm afrikanische Gesellschaften kaum in den Fokus.
- Für Gemeinschaften in Afrika sind die Bild- und Tondokumente Zeugnisse einer durch Kolonialismus und Weltmarktintegration teils verschütteten Vergangenheit, die neues Interesse weckt. Die Zusammenarbeit bereichert auch die Forschung an der Goethe-Universität.

Der Autor

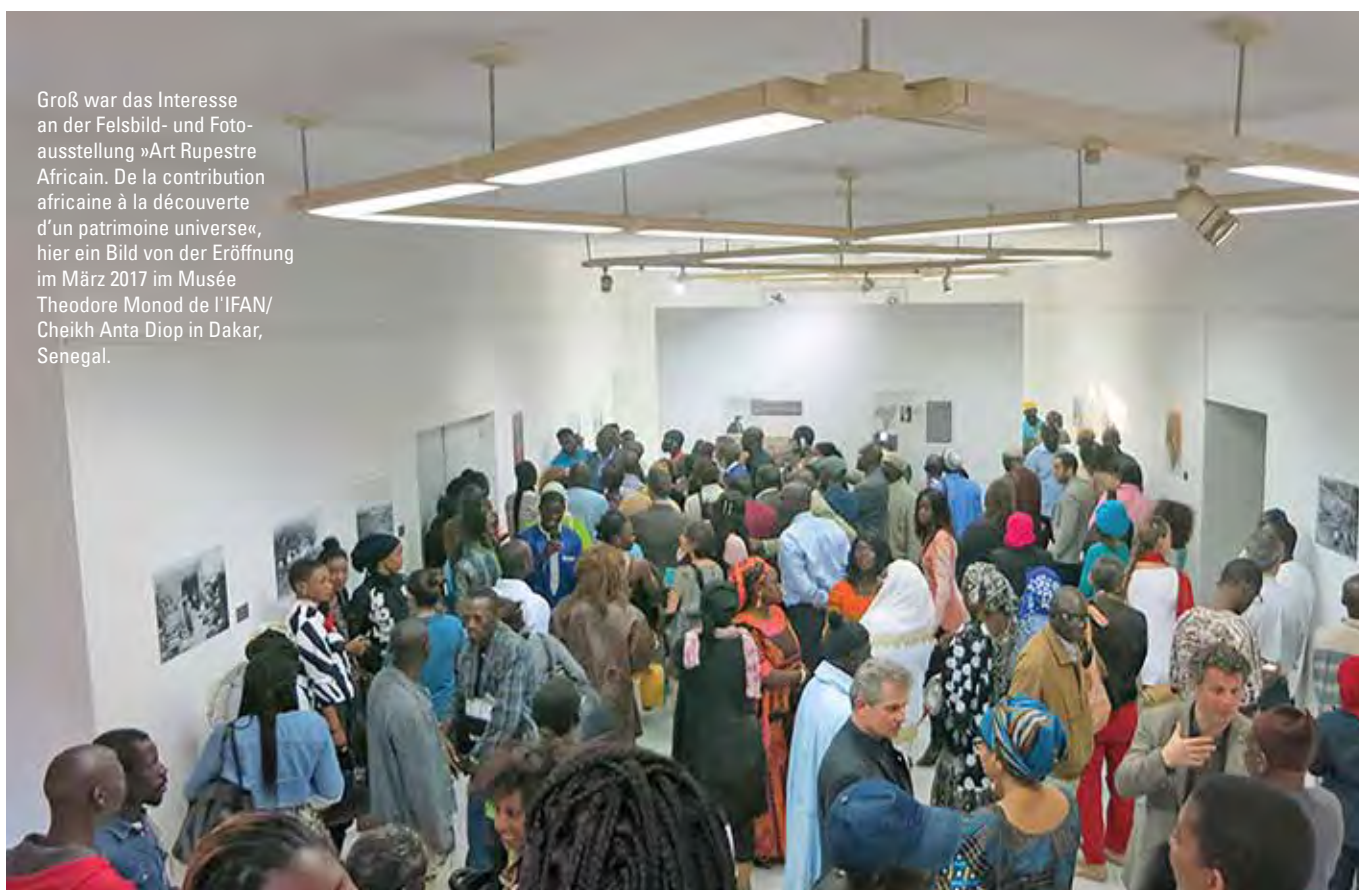
Jonas Krumbein, 37, hat Geschichts- und Politikwissenschaft an den Universitäten Freiburg und Durham (England) studiert und lebt als freier Journalist in Frankfurt.
j.m.krumbein@icloud.com

»Nigeria 100 Years Ago«:
Die kooperative Ausstellung
wurde 2010 im Cyprian
Ekwensi Centre for Arts and
Culture in Nigerias Hauptstadt
Abuja gezeigt. (Bild links)

Rechts die Titelseite des
Ausstellungskatalogs.

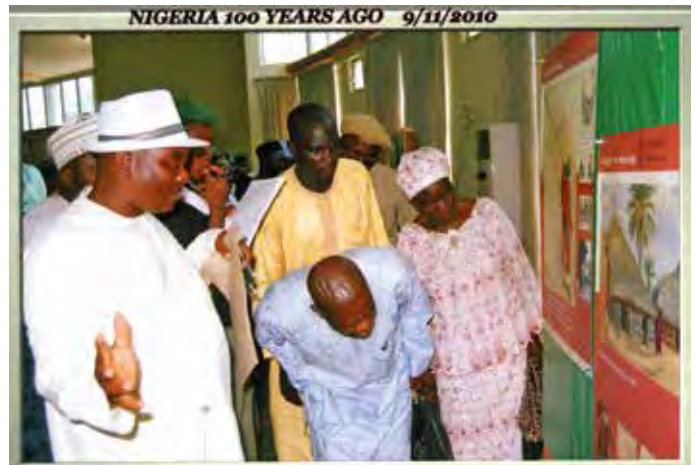


Groß war das Interesse
an der Felsbild- und Foto-
ausstellung »Art Rupestre
Africain. De la contribution
africaine à la découverte
d'un patrimoine universe«,
hier ein Bild von der Eröffnung
im März 2017 im Musée
Theodore Monod de l'IFAN/
Cheikh Anta Diop in Dakar,
Senegal.



Eröffnung der Regionalausstellung »Nigeria 100 years ago – Nupeland« durch den Gouverneur des Niger State im U.K. Bello Art Theater in Minna, Nigeria, November 2010.

Europa sind aber auch in Afrika die Geschichten und Mythen in Zusammenhang mit den teilweise bis zu 12 000 Jahre alten Bildern verschüttet. Wo immer möglich, bemüht sich das Frobenius-Institut dennoch um die Kooperationen mit afrikanischen Partnern und hat etwa 2017 in Dakar gemeinsam mit senegalesischen Künstlern eine Ausstellung mit Kopien afrikanischer Felskunst organisiert.



Bilder einer bilderarmen Zeit

Auf besonderes Interesse bei Partnern in Nigeria oder Burkina Faso stoßen die Bestände der übrigen Bildarchive des Frobenius-Instituts. Diese umfassen neben Zehntausenden von frühen Fotografien auch zahlreiche Zeichnungen traditioneller Architektur, materieller Kultur und Alltagsszenen als Aquarelle oder Ölgemälde sowie Porträts besonderer Persönlichkeiten, die in der auf Europäer bezogenen Kolonialfotografie selten in den Fokus gerieten. Es sind – aus der Perspektive der Herkunftsgemeinschaften gesehen – »Bilder einer bilderarmen Zeit«, wie es Kuba ausdrückt. »Das Interesse in den Herkunftsgemeinschaften rührt nicht zuletzt daher, dass nach den Umwälzungen des kolonialen und postkolonialen Zeital-

ters die vorkoloniale Vergangenheit wieder interessanter wird«, erklärt er. Kuba hat daher an Übergaben von Abbildungen aus dem ethnografischen Bildarchiv an Herkunftsgemeinschaften mitgewirkt. »Dabei geht es uns als Institut allerdings nicht darum, diese oder andere Objekte loszuwerden und mit ihnen koloniale Schuld«, betont der Ethnologe. »Vielmehr wollen wir als ethnologisches Institut Beziehungen zu den Herkunftsländern aufbauen und pflegen. Ihre Perspektiven auf unsere visuellen Sammlungsbestände bereichern auch unsere Forschungen.«

Ein Beispiel dafür: das Gastwissenschaftlerprogramm für Forscherinnen und Forscher aus Afrika. Aus diesem Programm entstanden er-

folgreiche Ausstellungen des Frobenius-Instituts wie »Nigeria 100 years ago«, die in mehreren nigerianischen Regionalmuseen gezeigt wurde. »Wegen des großen Interesses hat die nigerianische Nationalkommission sogar die Hälfte der Ausstellungskosten übernommen«, freut sich Kuba über die Wertschätzung.

Es ist dieselbe Freude, die auch Gertrud Boden vom Oswin-Köhler-Archiv ausstrahlt, wenn sie über ihre geplante Forschungsreise nach Namibia spricht, um endlich Pläne zur vertieften Kooperation mit den Khwe umzusetzen. Bisher hatte die Coronapandemie das Projekt vereitelt. Beide, Boden und Kuba, erleben die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Herkunftsgemeinschaften, wie sie Frobenius-Institut und Oswin-Köhler-Archiv seit Jahren pflegen, vor allem als bereichernd. ●

ZUR PERSON



Dr. Gertrud Boden, Jahrgang 1959, hat an der Universität zu Köln Ethnologie studiert. 2003 wurde sie mit einer Dissertation über »Prozesse sozialen Wandels vor dem Hintergrund staatlicher Eingriffe. Eine Fallstudie zu den Khwe in West Caprivi/Namibia« promoviert. Seit 2015 forscht sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Afrikanistik der Goethe-Universität in verschiedenen, von der DFG geförderten Projekten. Mit ihrer Kollegin Anne-Maria Fehn und dem Muttersprachler Thaddeus Chedau hat sie die noch fehlenden Bände von Oswin Köhlers originalsprachiger Enzyklopädie »Die Welt der Kxoe-Buschleute/The World of the Khwe Bushmen« ediert. In ihrem aktuellen Projekt »Potenziale einer Sammlung« geht es um eine Intensivierung der gemeinsamen Erforschung des Khwe-Materials mit Khwe.

boden@em.uni-frankfurt.de



Dr. Richard Kuba, Jahrgang 1963, hat in München und Paris Ethnologie und afrikanische Geschichte studiert und wurde in Bayreuth über die vorkoloniale Geschichte Westafrikas promoviert. Seit 2005 ist Kuba am Frobenius-Institut für das ethnologische Bildarchiv, das Felsbildarchiv und das Nachlassarchiv verantwortlich und hat das Online-Bildarchiv des Instituts aufgebaut. Kuba kuratierte zahlreiche Ausstellungen, unter anderem im Berliner Martin-Gropius-Bau (2016) und im Museum Rietberg in Zürich (2021).

kuba@em.uni-frankfurt.de

AFRICA ALIVE



Africa Alive zeigt in diesem Jahr unter anderem den angolischen Film »Air Conditioner« (2020), gedreht vom Filmkollektiv »Geração 80«.

Africa Alive

Afrikanischer Film & Co seit 1994 zu Gast am Main

Den lebendigen Dialog zwischen den Kulturen fördern, Vorurteile abbauen helfen und das multikulturelle Frankfurt bereichern – das sind die Ziele des Festivals Africa Alive, das seit 1994 fest im Kulturprogramm der Stadt Frankfurt verankert ist. Immer im Februar gibt das DFF – Deutsches Filminstitut & Filmmuseum zusammen mit dem Filmforum Höchst und weiteren Kooperationspartnern tiefe Einblicke in aktuelle afrikanische Produktionen und Debatten. Vor allem werden Filme gezeigt, aber es gibt auch Konzerte, Lesungen, ein Kinderprogramm sowie ein Podiumsgespräch zum jeweiligen Schwerpunktthema. In diesem Jahr musste das Festival wegen der Pandemie verschoben werden. Die 28. Ausgabe des Festivals findet nun von 22. bis 29. September 2022 statt.

Thematischer Schwerpunkt in diesem Jahr ist die Unabhängigkeit Algeriens, die sich am 5. Juli 2022 zum 60. Mal gejährt hat.

Zu sehen sein wird der restaurierte Klassiker »Chronique des années de braise« von 1975 von Mohammed Lakhdar-Hamina, Gewinner der Goldenen Palme in Cannes 1975. Der Film macht deutlich, dass der Widerstand schon lange vor dem 1. November 1954, dem offiziellen Beginn des Algerienkrieges, begonnen hat. Im Dokumentarfilm »Leur Algerie« (2020) widmet sich Lina Soualem ihren Großeltern, die als junges Ehepaar von Algerien nach Frankreich emigriert sind, aber nie über ihre Vergangenheit und die schmerzhaften Erinnerungen gesprochen haben.

Veranstalter des Festivals sind das DFF – Deutsches Filminstitut & Filmmuseum, das Filmforum Höchst der Volkshochschule (VHS) Frankfurt, der Verein Afrika Foundation e.V., Afroton Kulturprojekte und Dialog International. Aber auch weitere Frankfurter Kultureinrichtungen, Initiativen und Vereine sowie Privatpersonen arbeiten am Gelingen mit. Länder- und Themenschwerpunkte der

vergangenen Jahre waren etwa: der Arabische Frühling (2012), Generation Change (2016), Afrikanische Utopien (2018) oder der Sudan (2020). Im Jahr 2019 erhielt das Festival den Integrationspreis der Stadt Frankfurt am Main.

Einen weiteren Schwerpunkt bilden 2022 Filmkollektive und ihre Arbeit. Vorgestellt werden etwa »Geração 80«, ein Kollektiv von Kreativen aus Angola, die für eine neue innovative Generation stehen, das Regiekollektiv »Yes! That's Us« aus Uganda, das Ensemble »The Living and the Dead« aus Haiti sowie »The Nest Collective« aus Kenia, eine multidisziplinäre Gruppe, die sich 2012 in Nairobi zusammengetan hat und seitdem Arbeiten in den Bereichen Film, Musik, Mode, bildende Kunst und Literatur produziert. Die Gruppe wurde mit der vielfach ausgezeichneten queeren Film-Anthologie »Stories of our lives« (2014) bekannt.

www.africa-alive-festival.de

A close-up photograph of Barack Obama, the 44th President of the United States, wearing a dark suit, a white shirt, and a red patterned tie. He has his right hand raised, palm facing forward, in a gesture of respect or acknowledgment. In the background, another man in a dark suit and blue tie is partially visible, looking down. The lighting is bright, suggesting an outdoor event.

*Von
der Sklaverei
bis Barack Obama*

Der Amerikanist Simon Wendt über
die vielschichtige Bedeutung Afrikas
für das schwarze Amerika

Forschung Frankfurt: Herr Wendt, ein Großteil der heute 40 Millionen afroamerikanischen Bürger der USA geht auf die als Sklaven aus Afrika verschleppten Menschen zurück.

Simon Wendt: Diese Menschen sind nicht nur in das Gebiet der heutigen USA, sondern auch in die Karibik und nach Brasilien gebracht worden. Eigentlich waren es »nur« etwa 600 000, die in die USA gebracht wurden. Während in Ländern wie Brasilien oft mehrere hundert Sklaven auf den sehr arbeitsintensiven Zuckerplantagen arbeiteten und aufgrund der extremen Bedingungen keine hohe Lebenserwartung hatten, lebten auf US-amerikanische Baumwollplantage selten mehr als 50 versklavte Menschen. Die besseren Lebensbedingungen und die Tatsache, dass amerikanische Sklavenhalter diese Menschen als wertvollen Besitz ansahen, trugen dazu bei, dass Lebenserwartung und Geburtenrate der afroamerikanischen Bevölkerung deutlich höher waren als in Südamerika oder der Karibik.

Welche Perspektive auf die Herkunft ihrer Vorfahren hatten diese Menschen?

Schon als die Zeit der Sklaverei zu Ende ging, gab es (meist) Männer, die gesagt haben: Wir müssen zurück nach Afrika. Dabei wurden sie in gewisser Weise auch schon vor dem Bürgerkrieg von Weißen unterstützt, die aus rassistischer Motivation die American Colonization Society (ACS) gründeten. Befreite Sklaven beziehungsweise freie Afroamerikaner sollten wieder zurück nach Afrika gebracht werden, da viele weiße Menschen das Anwachsen der freien schwarzen Bevölkerung fürchteten. Auch auf diese Bestrebungen hin wurde an der Westküste eine Kolonie gegründet, die später zur afrikanischen Nation Liberia wurde. Federführend waren hierbei weiße Sklavenhalter, die vor dem Bürgerkrieg von Anti-Sklaverei-Aktivistinnen wegen ihrer rassistischen Motivation für die Unterstützung afroamerikanischer Emigration heftig kritisiert wurden.

Und wie sahen das die freien Afroamerikaner selbst im weiteren Verlauf?

Seit dem 19. Jahrhundert haben auch schwarze Nationalisten immer wieder ein »Zurück« postuliert, wobei dies durchaus

auch kontrovers diskutiert wurde. Im frühen 20. Jahrhundert gründete ein schwarzer jamaikanischer Nationalist namens Marcus Garvey eine Organisation, die *Universal Negro Improvement Association*, in den USA, die wuchs rasch auf mehrere Millionen Mitglieder an. Er sagte: Wir Afroamerikaner haben unsere Wurzeln in Afrika, daher wollen wir dort auch einen Staat gründen, ähnlich wie Liberia. Garvey sagte, dass Afrika mithilfe der Afroamerikaner wieder zu einem großen starken Kontinent werden könnte. Dazu muss man wissen: Manche Mythen der weißen Mehrheitsgesellschaft über Afrika, zum Beispiel die angebliche Rückständigkeit des Kontinents, wurden durchaus von Afroamerikanern geglaubt.

»Die Rückbesinnung auf Afrika war und ist immer auch als Reaktion auf den weißen Rassismus in den USA zu verstehen.«

Gab es neben denjenigen, die ein Zurück nach Afrika forderten, auch noch andere vernehmbare Stimmen unter den Afroamerikanern?

Der »Zurück nach Afrika«-Slogan war ohnehin eher symbolischer Natur, denn die meisten Afroamerikaner hätten sich eine »Rückkehr« gar nicht leisten können. Die Rückbesinnung auf Afrika war und ist immer auch als Reaktion auf den weißen Rassismus in den USA zu verstehen. Vor 1910 im rassistischen Süden der USA zu leben, bedeutete vor allem: zu überleben. Schwarze Menschen waren der Rassentrennung unter-

worfen, konnten nicht wählen und hatten kaum Aufstiegschancen. Zudem wurden Afroamerikaner im Süden (aber auch im Norden) gelyncht. Sie waren nur Bürger zweiter Klasse, aber Afrika als Bezugspunkt hat für viele dennoch keine Rolle gespielt.

In den 1960er Jahren prägte Malcom X den Diskurs schwarzer Denker und auch den von schwarzen Nationalisten.

Malcom X ist eine der wichtigsten Figuren nicht nur für den afroamerikanischen Freiheitskampf, sondern auch für die Beziehung des schwarzen Amerikas zu Afrika. Es ging ihm nicht nur um die Gründung einer Nation in Afrika, sondern zugleich um den kulturellen Kampf für eine afroamerikanische Nation in den USA. Eine Black-Power-Organisation, die Republic of New Africa, bezog sich explizit auf Malcom X und forderte fünf schwarze Bundesstaaten im Süden als territoriale Basis eines afroamerikanischen Staates innerhalb der USA. Schwarzer Nationalismus hieß für Malcom X auch, dass man sich ausschließlich auf die Gruppe der Afroamerikaner fokussierte. Es sollten zum Beispiel schwarze Firmen gegründet werden, die für einen ökonomischen Nationalismus standen. Der berühmte Slogan »Black is beautiful« geht vor allem auf Malcom X zurück. Zudem hat Malcolm X zu Lebzeiten versucht, Verbindungen mit afrikanischen Staatsoberhäuptern zu knüpfen, die er als wichtige Verbündete im Kampf gegen rassistische Unterdrückung ansah.

»Ohne Afrika wäre die Geschichte der USA nicht denkbar.«

Darstellung eines Sklavenschiffs mit Zwischendecks, die eingebaut wurden, um so viele Menschen wie möglich zu transportieren. Mit solchen Schiffen wurden zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert zehn bis zwölf Millionen afrikanische Menschen in die Karibik sowie nach Nord- und Südamerika verschleppt.
Foto: picture alliance/akg-images





Der afroamerikanische Malcolm X war einer der einflussreichsten schwarzen Nationalisten in den 1960er Jahren. Er versuchte, engere Beziehungen zwischen dem schwarzen Amerika und Afrika zu knüpfen.

Wie hat sich diese Sichtweise bis heute weiterentwickelt?

In den 1980ern und 1990ern wurde sogar ein afroamerikanischer Feiertag eingerichtet: Auch bei diesem »Kwanzaa« genannten Feiertag geht es um die Rückbesinnung auf die afrikanischen Wurzeln der schwarzen Bevölkerung. Suaheli, so sagten viele Black-Power-Aktivist:innen, sei die *Lingua Franca* Afrikas und müsse gelernt werden. Manche Menschen fingen an, traditionelle afrikanische Mode zu tragen. Man findet diese Hinwendung zu Afrika auch heute bei schwarzen Prominenten aus

der Pop- und Filmkultur. Sie besuchen zum Beispiel ehemalige Sklavenstationen an der Westküste Afrikas, wo afrikanische Männer, Frauen und Kinder auf Schiffe, die nach Nord- und Südamerika und die Karibik segelten, gebracht wurden. Ein solcher Besuch wird als sehr emotionaler Moment erlebt. Diese Menschen vergegenwärtigen sich, dass die eigenen Wurzeln in Afrika liegen und die Verbindung zu diesem Kontinent auf einer Geschichte von Verschleppung, Gewalt und Entmenschlichung beruht. Afrika wird heute als ein ganz wichtiger Kontinent angesehen, ohne den die Geschichte der USA gar nicht zu denken wäre.

Mit der Person Barack Obama haben viele schwarze Menschen große Hoffnungen verbunden – nicht nur in den USA, sondern weltweit.

Im Kontext der Diskussion über die Verbindungen zwischen Afrika und dem schwarzen Amerika ist Barack Obama ein faszinierender Fall, weil hier viele Dinge zusammenkommen. So ging es damals im Wahlkampf auch um die Frage, wie afroamerikanisch er eigentlich ist. Er kommt zwar aus der Black Community Chicagos und ist mit einer Afroamerikanerin verheiratet, deren Vorfahren Sklaven waren. Aber reicht das? Ist er schwarz genug, wurde gefragt, und zwar in schwarzen wie auch weißen Medien. Letztlich wurde er von der Mehrheit der afroamerikanischen Bevölkerung als einer der ihren anerkannt, weil er in den USA geboren und teilweise auch aufgewachsen ist. Daher hat er von dieser Seite im Wahlkampf große Unterstützung erfahren. Nicht nur für

die afroamerikanische Bevölkerung, sondern auch für Menschen in Afrika, insbesondere in Kenia, woher Obamas Vater stammt, war das eine wirkliche

»Politisch repräsentiert zu sein, reicht einfach nicht aus.«

Zeitenwende: Dass ein schwarzer Mann tatsächlich Präsident der USA werden kann. Ich habe 2009 bei einem Besuch der Vereinigten Staaten selber erlebt,



Huey P. Newton war einer der beiden Gründer der Black Panther Party (BPP). In den Augen vieler Black Power Organisationen spielte Afrika eine zentrale Rolle für den afroamerikanischen Freiheitskampf.

welche Wirkung das in der Black Community gehabt hat. Junge schwarze Männer trugen T-Shirts mit den Konterfeis von Martin Luther King, Malcolm X und Obama. Man sah ihn damals also in der Geschichte des schwarzen Freiheitskampfes als Symbol der Siege der Bürgerrechtsbewegung und als wichtiges Vorbild für junge schwarze Menschen.

»Afro Pessimism« lautet der aktuelle Buchtitel des amerikanischen Schriftstellers und Philosophen Frank B. Wilderson III, der auch kürzlich an der Goethe-Universität gelesen hat.

ZUR PERSON



Prof. Dr. Simon Wendt, Jahrgang 1975, ist Professor für Amerikanistik an der Goethe-Universität. Er leitet unter anderem eine Forschungsgruppe zum Thema »The Black Power Movement and the Contested Nature of American Democracy« (2022–2025), gefördert von der Gerda Henkel Stiftung. In einem weiteren Forschungsprojekt, das von der DFG gefördert wird, beschäftigt er sich mit »Self-Defense in Recent America: Intersectional Perspectives (2018–2023)«.

wendt@em.uni-frankfurt.de

Dominiert in der Ära nach Obama wieder eine eher negative Erwartung in der Black Community?

Man könnte sagen, dass die Black-Lives-Matter-Bewegung auch eine Reaktion auf Obamas Präsidentschaft ist. Es ist nicht genug, so die Diagnose vieler Aktivistinnen und Aktivisten, einen schwarzen Präsidenten im Weißen Haus zu haben. Politisch repräsentiert zu sein, reicht einfach nicht aus. Mit anderen Worten: Der systemische Rassismus kann nicht (allein) durch individuelles Handeln zurückgedrängt werden. Stattdessen muss man auf allen Ebenen für strukturelle Veränderungen kämpfen. Das hätte ein Obama auch gar nicht erreichen können, weil er ja gerade versucht hat, sich als »postracial President« zu positionieren. Denn er brauchte auch die Stimmen von weißen Amerikanern; da wäre es wenig hilfreich gewesen zu sagen: »Mir geht es speziell um die afroamerikanische Bevölkerung.« Dass es die Bewegung Black Lives Matter gibt, zeigt, dass man das Erbe der Sklaverei und das Problem des Rassismus nach wie vor nicht gelöst hat.

Es gibt heute in den USA nicht nur die Nachfahren von Sklaven, sondern auch Migranten aus Afrika. Wie erfahren diese Menschen den systemischen Rassismus?



Der Tod des Afroamerikaners George Floyd, der im Mai 2020 von einem weißen Polizisten während seiner Verhaftung ermordet wurde, löste weltweite Proteste gegen rassistische Polizeigewalt aus. Viele von diesen Protesten wurden von der 2014 entstandenen Black Lives Matter Bewegung koordiniert.



Im amerikanischen Süden entstand im späten 19. Jahrhundert ein gesetzlich legitimes System der Rassentrennung, das mithilfe von Gewalt aufrechterhalten wurde. Es machte afroamerikanische Menschen zu Bürgern zweiter Klasse und entzog ihnen das Wahlrecht.

Die afrikanische Einwanderung wurde mit einer Gesetzesänderung im Jahre 1965 eingeleitet und hat seitdem immer stärker zugenommen. Sicherlich machen diese Menschen auch neue Erfahrungen – schon allein aus dem Grund, dass sie als »Schwarze« behandelt werden, was in ihrem Herkunftsland kaum ein Thema gewesen ist – wobei diese Migranten andererseits auch die Erfahrungen des Kolonialismus mit sich tragen. Einwanderer aus Afrika mussten und müssen sich natürlich überlegen: Bin ich Teil des afroamerikanischen Amerikas? Wie viele andere Einwanderergruppen – Deutsche, Iren, Italiener, Chinesen – haben sie ihre eigenen Communities gegründet, zum Beispiel nigerianische und kenianische. Innerhalb dieser Gruppen versucht man seine Kultur zu bewahren. Dadurch treten Unterschiede zur älteren afroamerikanischen Kultur zutage. Es ist aber davon auszugehen, dass die zweite beziehungsweise dritte Generation afrikanischer Einwanderer sich sowohl als Teil der amerikanischen Nation als auch als Mitglied der Black Community in den USA verstehen wird. Leider wird der amerikanische Rassismus in diesem identitätsstiftenden Prozess wohl weiterhin eine große Rolle spielen.

Interview:
Dirk Frank



Der Autor

Dr. Dirk Frank
ist stellvertretender
Pressesprecher der
Goethe-Universität.

frank@pww.uni-frankfurt.de

Literatur

The Spirit and the Shotgun: Armed Resistance and the Struggle for Civil Rights, Gainesville: University Press of Florida, 2007.

Behnken, Brian D., Smithers, Gregory D. (Hrsg.): Black Intellectual Thought in Modern America: A Historical Perspective, Jackson: University Press of Mississippi, 2017.

Berg, Manfred (Hrsg.): Globalizing Lynching History: Vigilantism and Extralegal Punishment from an International Perspective, Palgrave Macmillan, New York 2011.

Berg, Manfred (Hrsg.): Racism in the Modern World: Historical Perspectives on Cultural Transfer and Adaptation, Berghahn, New York 2011.

Transnational Perspectives on the History of Racism in North America, in: Amerikastudien 54, 2009, S. 473-498.

The Thought of a Black Male with a Weapon Scars America: African Americans, the Second Amendment, and the Racial Politics of Armed Self-Defense in the Civil Rights Era and Beyond (mit Rebecca Rössling), in: Yuill, Kevin und Street, Joe (Hrsg.), The Second Amendment and Gun Control: Freedom, Fear, and the American Constitution, Routledge, New York 2018, S. 65-82.

Intellectual Predicaments: Black Nationalism in the Civil Rights and Post-Civil Rights Eras, in: Behnken, Brian D., Smithers, Gregory D. und Wendt, Simon (Hrsg.), Black Intellectual Thought in Modern America: A Historical Perspective, Jackson: University Press of Mississippi, 2017, S. 170-205.

GESCHICHTE

OHNE

WORTE



Neuigkeiten aus der Steinzeit

Frankfurter Archäologie erforscht Felsbilder in der Namib-Wüste

von Peter Breunig und Gabriele Franke

Tausende von Felsbildern haben Künstler aus der Steinzeit in der namibischen Wüste hinterlassen. Ein Team der Goethe-Universität widmet sich der Forschung in unwirtlicher Umgebung. Ein etwas anderer Forschungsbericht.

Vom Wasserloch am Ende der Schlucht dringt das Brüllen eines Löwen zu uns. Kurz darauf läuft er vorüber – wenige Meter entfernt. Ein zweiter klettert die gegenüberliegende Steilwand empor. Wenig später sehen wir aus sicherer Entfernung noch drei weitere im Schatten neben dem Wasser liegen. In den Nächten zuvor stand dort eine automatisch auslösende Wildkamera und machte Fotos von Leoparden, Hyänen, Schakalen, Honigdachsen, Nashörnern, Zebras, Straußen und Antilopen. Tagsüber besetzte eine Horde Paviane die Stelle. Ein anderes Mal besuchten nachts Elefanten unser Camp. Das ist die Kulisse von Forschungen der Goethe-Universität im Nordwesten von Namibia.

Diese Schilderung vermittelt einen falschen Eindruck. Wir halten uns nicht in üppig grünen Tropen auf, sondern im Herzen der hyperariden (also extremst trockenen) Namib-Wüste. Es geht bei unserer Forschung auch nicht um lebende Tiere, die es irgendwie schaffen, trotz der Trockenheit zu überleben, sondern um prähistorische Felsbilder. Die mit Farbe gemalten oder in den Fels gehauenen Darstellungen üben eine Faszination aus, weil sie uralte menschliche Vorstellungswelten in Bildern ausdrücken. Vor allem um Menschen und Tiere handelt es sich bei den Malereien, um Tiere, Fährten und geometrische Muster bei den Felsgravierungen.

Ungeahnte Bilderflut

Fast überall in Afrika gibt es Felsbilder, im Norden, Osten und Süden. Aber nirgends kommen sie so gehäuft vor wie in Namibia. 1466 einzelne Felsgravierungen sind es allein in der Schlucht mit den Löwen und 445 beim Platz mit dem nächtlichen Elefantenbesuch. In der Nähe liegt das UNESCO-Weltkulturerbe Twyfelfontein, das mit zweieinhalbtausend Bildern seit Langem als ein Höhepunkt der Felsbildkunst des südlichen Afrikas gilt. Dabei ist die Stelle nur der kleine östliche Teil eines viel größeren Gebietes, in dem Menschen vor nicht genau datierbaren Zeiten Felsbilder hergestellt haben. Mehr als 11 000 Gravierungen und 1200 Felsmalereien hat unser Team aus der Frankfurter Afrika-Archäologie seit 2012 dokumentiert und analysiert. Sie verteilen sich auf mehr als eintausend Felswände in einem Streifen, der von Twyfelfontein bis 40 Kilometer nach Westen ins Zentrum der Namib-Wüste reicht. Dieses einzigartige kulturelle Erbe soll für die Zukunft digital bewahrt werden. Dabei kommen hochauflösende 3-D-Modelle zum Einsatz, bei stark verblassten Bildern werden spezielle kontrastverstärkende Verfahren angewandt.

Die etwa 1600 Quadratkilometer große Forschungsregion ist auf keiner Karte mit einem offiziellen Namen verzeichnet. Mik-Berge heißt sie auf Afrikaans, Doro !nawas in der einheimischen Damarasprache, was Nashorn-Wüste bedeutet. Niemand hätte in einer der trockensten Gegenden der Erde eine solche Bilderflut erwartet. Warum sind Menschen in die lebensfeindliche Wüste vorgedrungen? Warum haben sie gerade dort so viele Bilder angefertigt? Seit 2017 sucht ein von der DFG gefördertes Projekt der Goethe-Universität nach Antworten.

In Fels gehauene Bilder von Tieren im Rhinospring Gorge, einem Hauptarbeitsgebieten des Frankfurter Projektes. Die Bilder sind zur besseren Sichtbarkeit weißlich in der Farbe verstärkt.



AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Felsbilder kommen weltweit vor. In Namibia sind sie besonders häufig: Mehr als 11 000 Gravierungen und 1200 Felsmalereien hat das Frankfurter Archäologenteam seit 2012 in der Namib-Wüste im Nordwesten des Landes dokumentiert und analysiert.
- Ein DFG-Projekt befasst sich seit 2017 unter anderem mit der Frage, warum gerade in der lebensfeindlichen Wüste so viele Bilder angefertigt wurden.
- Die Konzentration von Bildern im Umkreis der wenigen Wasserstellen könnte als Markierung territorialer Ansprüche auf knappe Ressourcen wie das Wasser selbst und die zum Trinken kommenden Tiere gedeutet werden.
- Vereinzelt wurden zerstörte Bilder gefunden. Dies wird als Beleg interpretiert, dass die Nutzung der Ressourcen möglicherweise nicht konfliktfrei verlief.

Diese Karte der Forschungsregion in den Mik-Bergen zeigt die Fundstellen von Felsmalereien und Felsgravierungen, allesamt in der Nähe von permanenten und temporären Wasserstellen.

Wie schon in der Steinzeit ziehen die Wasserquellen auch heute noch zahlreiche Tiere an – hier ein Stachelschwein, das mit einer automatisch auslösenden Wildkamera fotografiert wurde.

Als Erstes drängt sich die Vermutung auf, dass früher ein günstigeres Klima herrschte und die Menschen nicht mit den Unbilden der Wüste konfrontiert waren. Aber das ist nicht der Fall. Die Namib gilt als älteste Wüste der Erde. Wüstenhafte Verhältnisse existieren seit der Geburt des Atlantiks durch das Zerschneiden von Gondwana, dem erdgeschichtlichen Großkontinent, der über fast 500 Millionen Jahre lang die südliche Halbkugel dominierte. Beim Auseinanderdriften entstehen die Kontinente Afrika und Südamerika. Vom mittleren Tertiär an strömt das kalte antarktische Wasser des Benguela-Stromes an der südwestafrikanischen Küste entlang und lässt im Land dahinter eine Nebelwüste entstehen, in der häufig Küstennebel bis weit ins Landesinnere vordringt. Allerdings schwankt auch hier

das Klima. So fiel in den Mik-Bergen die letzten zehn Jahre kaum Regen und viele Tiere verließen die Region oder verdursteten. Im Frühjahr 2022 jedoch beendeten starke Regenfälle die Trockenperiode und führten zum Ergrünen der Wüste und zur langsamen Rückkehr der Tiere. Wahrscheinlich passten Menschen und Tiere ihr Verhalten auch in der Vergangenheit an solche Schwankungen an.

Felsbilder und Wasser

Für Jäger und Sammler, die den Großteil der Felsbilder hergestellt haben, spielt die Nahrungs-

beschaffung eine zentrale Rolle. Vermutlich wiesen die Mik-Berge Ressourcen auf, die in anderen Regionen nicht in gleichem Maße vorhanden waren. Pflanzliche Nahrung kann es nicht gewesen sein. Botanische Untersuchungen haben ergeben, dass man von den wenigen essbaren Pflanzen alleine nicht überleben konnte.

Dies führt zu der Überlegung, dass Menschen sich immer dann in den Mik-Bergen aufgehalten haben, wenn dort auch Tiere lebten. Viele der Tiere, denen wir regelmäßig begegnen sind, genügsam und verharren in der Wüste, solange sie Nahrung und Wasser finden. Anders als im feuchten Osten Namibias kommt Wasser in den Mik-Bergen nur an wenigen Stellen permanent vor. Dass es überhaupt Wasser gibt, ist eine hydrogeologische Besonderheit der Region – und letztlich der Grund für den Reichtum archäologischer Hinterlassenschaften. Twyfelfontein birgt eine solche Stelle, weitere befinden sich tiefer in der Wüste. Ganz im Westen, im trockenen Herzen der Nashorn-Wüste, liegt GaiAs, eine kleine Senke, die immer Wasser führt. Wenn es genug regnet, bilden sich zusätzlich temporäre Wasservorkommen. Diese Stellen sind der Mittelpunkt des Lebens in der Wüste. Die Tiere, die von unseren Kameras fotografiert wurden, kommen früher oder später zum Trinken dorthin. Leichte Beute für Jäger: Wer die Stellen kennt, muss den Tieren nur auflauern. In feuchten Gegenden ist das Jagen mühsamer und weniger gewiss. Wenn die Tiere fast überall Wasser finden, erfordert die Jagd eine aufwendige Spurensuche und Pirsch. Ist die Nashorn-Wüste also ein Glücksfall für Jäger und Sammler, weil sich Beute an voraussichtbaren Orten konzentriert und das Überleben auf diese Weise sichert?

Dafür spricht, dass sich in der Nähe der Wasserstellen Lagerplätze mit sehr vielen Fundstücken, vor allem Steinartefakten, befinden. Diese Lagerplätze liegen abseits und sind vom Wasser nicht einsehbar, so dass die Menschen die zum Trinken kommenden Tiere nicht vertreiben. Die Wasserstellen selbst waren für die Menschen zentrale Orte, für die Jagd ebenso wie für die eigene Versorgung mit dem kostbaren Nass. Davon zeugt auch die massive Kon-





Ein Ausschnitt einer der reichsten Fundstellen in der Forschungsregion. Allein auf diesem Fels wurden 333 einzelne Felsgravierungen gezählt. Die meisten zeigen Fährten von Tieren und vereinzelt Menschen.

zentration der Felsbilder bei den Wasserstellen. In deren Umkreis finden sich die mit Abstand meisten Darstellungen in den Mik-Bergen.

Wozu die Bilder dienen

Steht die Tatsache, dass die Bilder hauptsächlich in Wassernähe vorkommen, im Zusammenhang mit dem Rätsel über ihren Zweck? Hierüber können wir nur spekulieren. In Anlehnung an die ethnografischen Berichte über die San, die traditionellen Jäger und Sammler im südlichen Afrika, entstand die Theorie, dass die Bilder mit schamanistischen Aktivitäten und Trance zusammenhänge könnten. Allerdings wollen Motive, die in Namibia auf die Felsen gemalt oder hineingraviert wurden, nicht so recht zu dieser Theorie passen. Denn es kommen bei Menschendarstellungen vor allem alltägliche Situationen vor: Es gibt einzelne Figuren, die nur so dastehen, Menschen in Gruppen, Menschen auf Wanderschaft mit Ausrüstung, meistens gehend, manchmal rennend, vereinzelt wie bei einer Pause sitzend. Zu den Ausnahmen gehören komplexe Aktionen wie der Aufenthalt in einer Behausung, Tanz oder Jagd. Noch seltener treten die von Schamanismus und Trance zu erwartenden übernatürlichen Themen wie Tier-Mensch-Mischwesen auf. Das Gleiche gilt für die vielen Darstellungen von Tieren. Die mit fei-

nem Pinsel gemalten oder in Stein gemeißelten Antilopen, Strauße, Zebras, Nashörner, Elefanten, Großkatzen, Hyänen und Schakale sind ein mehr oder weniger gut getroffenes realistisches Abbild der lokalen Tierwelt. Übernatürliche Fantasiewesen fehlen weitgehend. Bei den Felsgravierungen, die nur selten Menschen abbilden, kommen noch zwei Motivgruppen hinzu: Fährten von Menschen und Tieren sowie aus Kreisen und Linien zusammengesetzte geometrische Formen. In Letzteren sehen die Vertreter der Schamanismus-Trance-Theorie entopische (im Augeninneren entstandene) Muster, wie sie in einem frühen Stadium der Trance vorkommen sollen.

Die Beobachtungen in der Forschungsregion des Frankfurter Teams erlauben eine alternative Erklärung: Malereien und Gravierungen unterscheiden sich deutlich in Hinblick auf die Technik, aber auch auf die dargestellten Themen und die Komposition der verschiedenen Bilder auf



Die in den Fels gravierten Bilder zeigen oft Tiere, die in einem naturalistischen Stil dargestellt sind. Am häufigsten kommen hier Strauße vor.

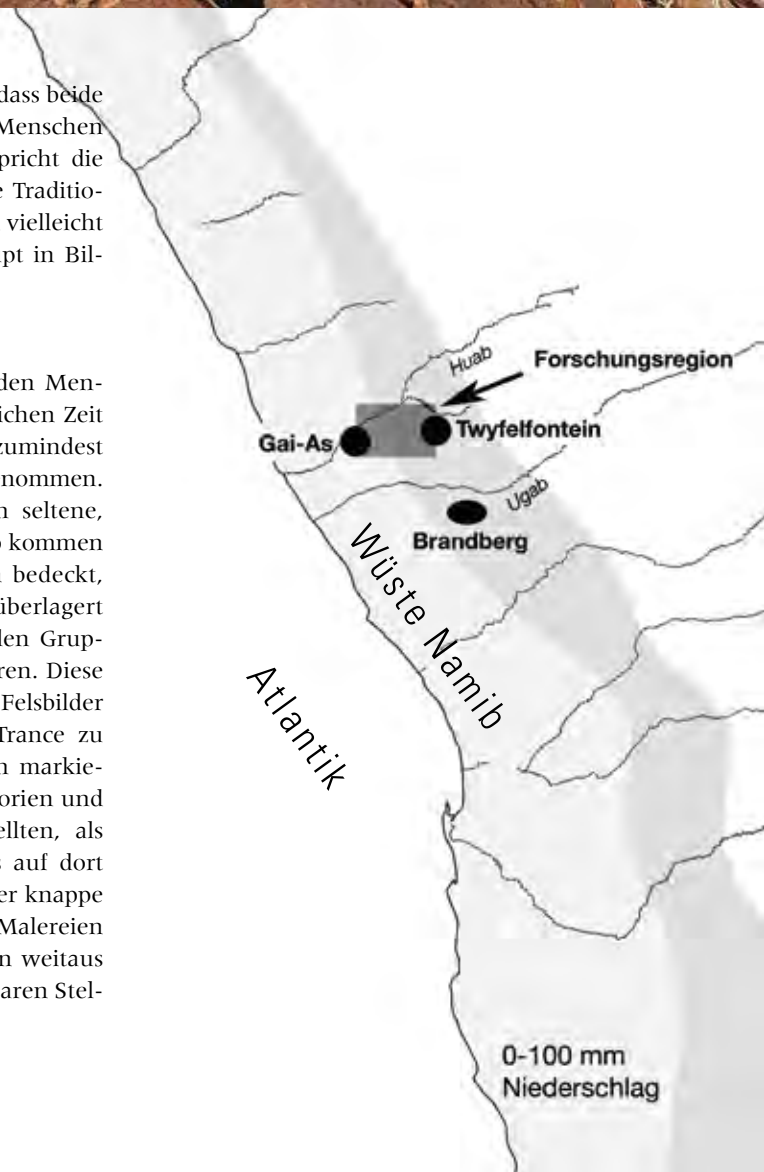


Hier haben die einstigen Bewohner der Mik-Berge Nashörner und Zebras in den Fels eingeritzt.

den Wänden. Es ist kaum vorstellbar, dass beide Formen der Felsbilder von denselben Menschen hergestellt sein könnten. Vielmehr spricht die Andersartigkeit für zwei verschiedene Traditionen mit eigenen Werten, Normen und vielleicht auch eigenen Gründen, sich überhaupt in Bildern auszudrücken.

Maler versus Graveure

Ob sich die malenden und gravierenden Menschen jemals begegneten oder zur gleichen Zeit existierten, wissen wir nicht. Aber zumindest wurden die Bilder der anderen wahrgenommen. Dafür haben wir in den Mik-Bergen seltene, aber eindeutige Hinweise gefunden. So kommen Malereien vor, die mit Schlagnarben bedeckt, zerkratzt oder von Gravierungen überlagert sind. Offenbar wollten die gravierenden Gruppen die Malereien der anderen zerstören. Diese Erkenntnis legt nahe, den Zweck der Felsbilder anders als mit Schamanismus und Trance zu erklären. Nach unseren Vorstellungen markieren Gravierungen angestammte Territorien und dienen den Gruppen, die sie herstellten, als gut sichtbare Zeichen des Anspruchs auf dort vorkommende, lebensnotwendige, aber knappe Ressourcen wie Wasser und Wild. Die Malereien hingegen kommen in den Mik-Bergen weitaus seltener vor und meist an wenig sichtbaren Stel-



len. Es scheint, als ob sie nicht als klare Territorialmarker gedacht waren, sondern mehr als die Hinterlassenschaft von in dieser Region nicht heimischen Gruppen, die sich ihres Eindringens bewusst waren.

So gibt es in Nordwest-Namibia zwei große Felsbild-Regionen. In den Mik-Bergen dominieren Gravierungen; sie waren wohl die Heimat der gravierenden Gruppen. Zwei bis drei Tagesmärsche südlich liegt der Brandberg. Im höchsten Gebirge Namibias zeugen etwa 50 000 Felsmalereien von der Heimat der malenden Gruppen. Durch ihre Nähe kannten beide die jeweils andere Region. Es ist daher denkbar, dass die Menschen in Zeiten der Not in das fremde Territorium vordrangen, weil sich die Ressourcen der beiden Regionen sehr unterscheiden und dadurch ergänzen. Die zerstörten Malereien in den Mik-Bergen könnten der Beweis für eine Verletzung des fremden Territoriums sein. Interessanterweise könnte das auch in die andere Richtung gelten – so sind am Brandberg nur in einer Schlucht am Fuße des Massivs Gravierungen zu finden, die teilweise die Malereien respektieren, sie aber zum Teil auch überlagern. Vielleicht sind gravierende Gruppen bis hierher vorgestoßen, aber nie in das Kerngebiet des Brandbergs vorgedrungen. Mangels geeigneter Datierungsmethoden können wir die Chronologie der Ereignisse nicht rekonstruieren, wir können uns den Geschehnissen in prähistorischer Zeit nur mit Hypothesen annähern.

Das DFG-finanzierte Forschungsprojekt zu den Felsbildern und der Archäologie der Mik-Berge ist weitgehend abgeschlossen und endet im Februar 2023. Ein ausführlicher Katalog aller 222 Fundstellen mit umfassendem Bildmaterial wird dem National Heritage Council in Namibia übergeben und steht für künftige Forschungen bereit. Das Frankfurter Team möchte seine Untersuchungen nun auf die anderen Felsbildregionen Namibias ausdehnen und hat dazu bereits mit der Dokumentation im Süden, Osten und Norden Namibias begonnen. An einem neuen Forschungsantrag wird gearbeitet. ●



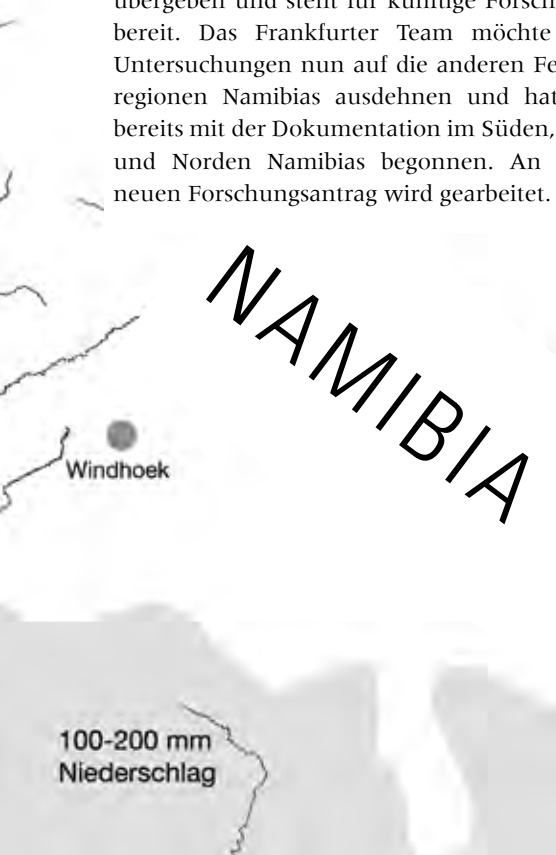
Die Autoren

Peter Breunig, Jahrgang 1952, hatte bis 2019 die Professur für Vor- und Frühgeschichte Afrikas an der Goethe-Universität inne. Mit dem Eintritt in den »Ruhestand« wurde er zum Distinguished Professor ernannt. Der gebürtige Flörsheimer hat an der Goethe-Universität und an der Universität zu Köln Vor- und Frühgeschichte sowie Geschichte, Geologie und Völkerkunde studiert und wurde mit einer Arbeit zur C14-Datierung des vorderasiatischen, südostmitteleuropäischen Neolithikums promoviert. Auch die Habilitation erfolgte in Köln. 1989 kehrte er als wissenschaftlicher Mitarbeiter im archäologischen Teilprojekt des SFB 268 zu »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum westafrikanische Savanne« nach Frankfurt zurück. 1992 wurde er zum Universitätsprofessor für Vor- und Frühgeschichte Afrikas ernannt, 1998 bis 2002 war er Sprecher des SFB 268, 2004 bis 2009 Sprecher der DFG-Forschergruppe 510 »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika« und 2009 bis 2020 Leiter des DFG-Langfristvorhabens »Development of complex societies in sub-Saharan Africa: The Nigerian Nok Culture«. Das DFG-Projekt »Felsbilder der Mik-Berge«, das er leitet, läuft seit 2017.

breunig@em.uni-frankfurt.de

Gabriele Franke, Jahrgang 1963, ist gegenwärtig am Frobenius-Institut als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt zu den Mik-Bergen Namibias angestellt. Von 2009 bis 2021 arbeitete sie am Institut für Archäologische Wissenschaften der Goethe-Universität als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Langfristvorhaben zur Erforschung der Nok-Kultur Nigerias. Sie studierte von 2002 bis 2007 Vor- und Frühgeschichte, Historische Ethnologie und Archäometrie in Frankfurt und wurde dort 2015 promoviert. Für ihre Dissertation zur Keramik und Chronologie der Nok-Kultur erhielt sie 2016 den Christa Verhein-Preis. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Archäologie Westafrikas und die afrikanischen Felsbilder.

g.franke@em.uni-frankfurt.de



Kleine Teile, große Wirkung

Was verkohlte Pflanzenreste und
Scherben in Westafrika über die
Nok-Kultur vor 3000 Jahren verraten

von Katja Irle



Die Nok-Kultur: Weltbekannt sind ihre Terrakotta-Skulpturen, die zur ältesten figurativen Kunst Afrikas gehören. Aber wie lebten ihre Schöpfer? Wie sah der Alltag der Menschen aus und wie ernährten sie sich? Das haben Forscherinnen und Forscher der Goethe-Universität in einem DFG-Projekt in Zentralnigeria zwölf Jahre lang untersucht. Unter der Leitung des Archäologen Prof. Peter Breunig und der Archäobotanikerin Prof. Katharina Neumann förderten sie in Kooperation mit Chemikern aus Bristol Erstaunliches zutage.

Puzzeln ist bei Alexa Höhn eine alte Familientradition. Früher hat sie Legespiele mit bis zu 2000 Teilen zusammengesetzt. Heute sind es etwas weniger, aber wenn sie Zeit hat, puzzelt sie immer noch gern. In gewisser Weise geht die Archäobotanikerin ihrem Hobby sogar bei der Arbeit nach. Mit viel Geduld und Akribie versuchen sie und ihre Kolleginnen und Kollegen, aus kleinsten Teilchen ein stimmiges Gesamtbild zusammenzusetzen. Es kann Jahre, manchmal Jahrzehnte dauern, bis das gelingt. Und wenn ein Rätsel gelöst ist, taucht gleich das nächste auf. Es hört eigentlich nie auf.

»Ohne Spaß am Rätselraten geht es nicht«, sagt Alexa Höhn und zieht im Institut für Archäologische Wissenschaften im IG-Farben-Gebäude eine Schublade der archäobotanischen Vergleichssammlungen auf. Hier lagern wahre Schätze, jeder einzelne klein wie ein Puzzleteil. Ihre Struktur ist häufig nur unter dem Mikroskop zu erkennen: kleinste Teile von Pflanzen, etwa Pollenkörner, und etwas größere, wie Früchte, Samen oder Holz. Während zahlreicher Feldaufenthalte wurden sie der heutigen Vegetation in der Umgebung von Ausgrabungen entnommen. Die fast 20 000 Objekte der über 40 Jahre gewachsenen Sammlungen helfen den Archäobotanikern dabei, die in archäologischen Fundstellen entdeckten Pflanzenreste zu identifizieren.

Begegnung mit Menschen vor Tausenden Jahren

Anders als beim Hobby-Puzzeln sind die archäologischen Fundstücke ein Fenster in die Geschichte der Menschheit. Das fasziniert auch die Archäobotanikerin Katharina Neumann. Die Professorin erinnert sich an ihren ersten Forschungsaufenthalt in der Sahara in den 1980er Jahren. Sie grub nach Überresten der Kultur von Rinderhirten, die vor rund 7000 bis 8000 Jahren dort gesiedelt hatten – in einer noch grü-

nen Sahara, keiner Wüste aus Stein und Sand wie heute. Schon damals fand und analysierte die Forscherin verkohlte Pflanzenreste, wie sie später auch bei den Grabungen zur Nok-Kultur in Nigeria eine große Rolle spielen sollten: »So konnte ich Menschen begegnen, die vor Tausenden Jahren gelebt haben, ich konnte anfassen, was sie gemacht hatten.«

Um Umweltbedingungen, Vegetationsveränderungen oder Ernährungsgewohnheiten vergangener Kulturen zu rekonstruieren, greifen Archäobotaniker unter anderem auf Früchte und Samen aus Fundstellen zurück. Denn diese pflanzlichen Überreste sind erstaunlich widerstandsfähig und können verkohlt über Tausende von Jahren erhalten bleiben. In den Frankfurter Archiven lagern zum Beispiel verkohlte Samenkörner der Perlhirse (*Cenchrus americanus*, syn. *Pennisetum glaucum*), die bis zu 4000 Jahre alt sind. Die Hirseart spielt eine wichtige Rolle bei der Erforschung der Nok-Kultur. Die Nok-Kultur ist zum einen bekannt für eine frühe Eisenproduktion im Westafrika des ersten Jahrtausends vor Christus, zum anderen für ihre kunstvollen Terrakotta-Skulpturen, die erstmals vor etwa 80 Jahren, nach Funden beim Zinnabbau, der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bekannt wurden.

Die Vergangenheit im Heute sehen

Was aber lange im Dunkeln lag, war der gesellschaftliche Kontext, in dem die Figuren entstanden sind: Wie lebten die Nok-Menschen? Was haben sie gegessen, welche Pflanzen kultiviert? Hatten sie Haustiere? Deshalb waren Frankfurter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unter der Leitung des Archäologen Prof. Peter Breunig und der Archäobotanikerin Prof. Katharina Neumann ab 2009 mehr als zwölf Jahre lang mit dem DFG-Langfristprojekt »Entwicklung komplexer Gesellschaften im subsaha-

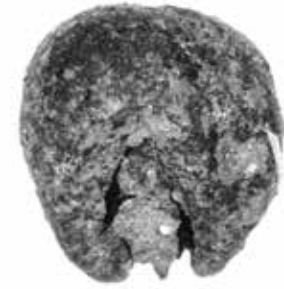


Bild oben:
Verkohltetes Perlhirse Korn
aus einem Nok-Fundplatz –
in vergrößerter Ansicht
und rechts unten in
Originalgröße.

Bild links:
Diese Perlhirse Körner aus
der Vergleichssammlung der
Frankfurter Archäobotanik
helfen bei der Einordnung
archäologischer Funde.

rischen Afrika: Die Nok-Kultur Nigerias« auf den Spuren dieser Menschen unterwegs. Um es vorwegzunehmen: Die Forscher fanden längst nicht auf alle Fragen rund um die prähistorische Gemeinschaft eine Antwort. Aber sie konnten einige alte Annahmen widerlegen und neue Erkenntnisse gewinnen. So wies das Team um Prof. Breunig unter anderem nach, dass die Nok-Kultur früher begann als bislang angenommen, nämlich vor ungefähr 3500 Jahren. Und die DFG-Forschung säte auch Zweifel daran, dass die auf dem Kunstmarkt für viel Geld gehandelten vollständig erhaltenen Nok-Skulpturen tatsächlich ganz echt sind. Denn bei ihren Grabungen hatten die Archäologen selbst keine einzige komplette Figur gefunden.

Auch die Archäobotanik, ein wichtiger Teilbereich des Forschungsprojekts, konnte zuletzt viel Licht ins Dunkel der Nok-Historie bringen. Alexa Höhn war 2016 selbst bei den Ausgrabungen in Janjala in Zentralnigeria dabei. »Die Zeit vor Ort war eine tolle Erfahrung«, erinnert sich die Wissenschaftlerin, die in der Forschungsstation eng mit Einheimischen zusammenarbeitete. Zwischenzeitlich war das DFG-Projekt der größte Arbeitgeber in der Region. Aber ein halbes Jahr nachdem Alexa Höhn aus Janjala nach Frankfurt zurückgekehrt war, gab es einen folgenschweren Zwischenfall. Prof. Breunig und sein Doktorand wurden für mehrere Tage entführt, zwei nigerianische Mitarbeiter wurden dabei erschossen. »Das war ein Schock für uns alle«, sagt Alexa Höhn. Der Vorfall führte auch dazu, dass die Feldarbeiten in

dem Gebiet nicht fortgesetzt werden konnten. Bis heute ist die politische Lage zu instabil, das Auswärtige Amt warnt eindringlich vor Reisen in die Region.

Schwer nachweisbar: Yams

In Frankfurt ging die Erforschung der Nok-Kultur trotzdem weiter – mithilfe der schon gewonnenen Erkenntnisse und neuer, vor Ort entnommener Bodenproben. Das Ziel der Archäobotaniker: Vegetation und Ernährungsgewohnheiten rekonstruieren. Alexa Höhn und Kollegen hatten in archäologischen Sedimenten unter anderem verkohlte Reste von Perlhirse gefunden – über die gesamte Projektdauer hinweg waren es insgesamt 10 000 Körner. Ob auf dem Speiseplan der Nok-Menschen aber auch andere stärkehaltige Pflanzen standen, etwa der Yams, der heute in der Region fest zur traditionellen Ernährung gehört, war bisher unklar. Denn anders als bei der Perlhirse oder auch der Kuhbohne (*Vigna unguiculata*) lässt sich Yams kaum nachweisen: Das



Eine Terrakottafigur aus dem Fundplatz Pangwari.

feinere Gewebe der Yams-Knolle ist auch verkohlt vergänglicher als Samen oder Holzkohle.

»Wenn wir bei Ausgrabungen Reste von Pflanzen oder Tieren finden, sehen wir in der Regel nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Speiseplan der Menschen von damals«, sagt Katharina Neumann. Bei der Nok-Kultur sei erschwerend hinzugekommen, dass sich Tierknochen im sauren Boden gar nicht erhalten hätten. Deshalb waren weitere Puzzleteile notwendig, um den Lebensgewohnheiten der Menschen Stück für Stück näherzukommen. Sie fanden sich in den Poren von Keramikscherben alter Töpfe in Form von Lipiden, also wasserunlöslichen Naturstoffen. Den hinzugezogenen Chemikerinnen und Chemikern der Universität Bristol gelang es schließlich, diese Lipide herauszulösen und sie mithilfe der Gaschromatographie (einem Trennverfahren für Stoffgemische) auszuwerten. »Es zeigte sich ein großes und komplexes Spektrum pflanzlicher Lipide aus Blättern«, sagt Katharina Neumann. Das sei sehr ungewöhnlich: »Wenn Sie ein Blatt zu Hause auf den Kompost werfen, ist es in zwei bis drei Wochen weg. Deshalb war die Analyse aus Bristol eine echte Sensation für uns.«

Aufschlussreiche Moleküle

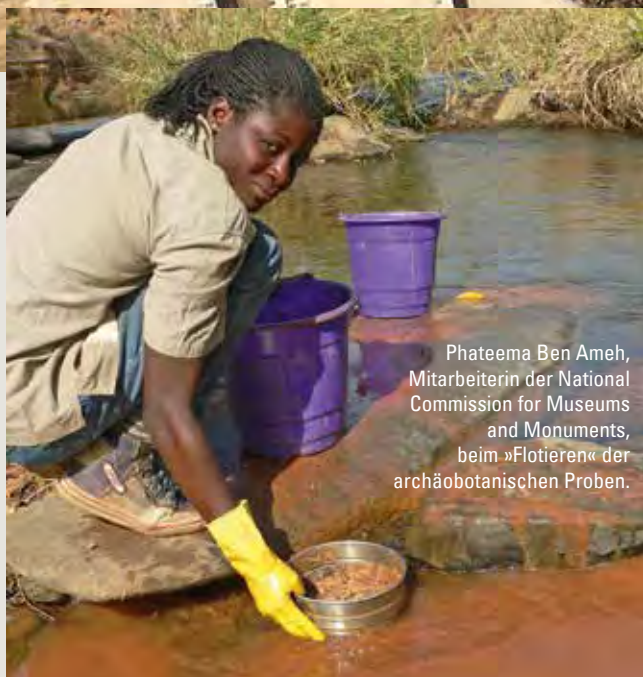
Blätter von Kräutern und Bäumen bilden bis heute die Basis von Saucen, die in Westafrika

Töpfe aus dem Nok-Fundplatz Ifana.





Ein Blick in die Werkstatt der Archäobotanik: Vergleichsmaterial, Vergleichsliteratur, archäobotanische Proben und andere Arbeitsmittel.



Phateema Ben Ameh, Mitarbeiterin der National Commission for Museums and Monuments, beim »Flotieren« der archäobotanischen Proben.

Archäobotanik in Westafrika

Die Archäobotanik befasst sich mit der Rolle, die die Vegetation und verschiedene Pflanzen für die Menschen in der Vergangenheit gespielt haben. Es ist eine Wissenschaft an den Schnittstellen zwischen Archäologie, Botanik, Ethnologie und Geowissenschaften. Analysiert werden sogenannte Makroreste (Früchte, Samen, Holz(kohle) und andere vegetative Pflanzenreste) und Mikroreste (Pollen, Stärke, Phytolithe – kleine Kristalle aus Siliziumdioxid), die bei archäologischen Grabungen gefunden wurden. Vieles ist mit bloßem Auge gar nicht zu erkennen, deshalb schauen sich Archäobotaniker die Pflanzenreste unter dem

Mikroskop an und versuchen, anhand von Merkmalen wie der Oberflächenstruktur oder der inneren Beschaffenheit herauszufinden, um welche Arten es sich handeln könnte. Auch der archäologische Fundzusammenhang kann aufschlussreich sein. Je nachdem, ob die Pflanzenreste aus einem Herdfeuer, einer Abfallgrube, einem Eisenverhüttungsplatz oder einem Grab stammen, erzählen sie eine andere Geschichte. So kann die Archäobotanik in Kooperation mit anderen Disziplinen nicht nur Aussagen treffen über die Geschichte der Kulturpflanzen, sondern generell über die Ernährung der Menschen in der Vergangenheit, über Anbau und Verarbeitung von Nahrungsmitteln, Technologie sowie Kultur und Gesellschaft. Die Archäobotanik kann außerdem dazu beitragen, Klima- und Vegetationsveränderungen besser zu verstehen.

In Westafrika gibt es archäobotanische Forschung erst seit wenigen Jahrzehnten, nun wächst auch das Interesse afrikanischer Universitäten an eigenen archäobotanischen Untersuchungen. So betreut Alexa Höhn, in Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen aus Archäologie und Botanik von der *University of Ghana* in Accra, erste archäobotanisch interessierte Studierende. »Wir freuen uns darauf, künftig mit afrikanischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu archäobotanischen Fragestellungen zusammenzuarbeiten und sind gespannt auf die afrikanische Perspektive zu Fragen der prähistorischen Landnutzung und Landschaftsentwicklung«, sagt Alexa Höhn. Das DFG-Langfristprojekt von Katharina Neumann und Peter Breunig musste für die archäobotanischen Forschungen noch ohne eine solche Kooperation auskommen. Ohne lokale Unterstützung wäre es jedoch unmöglich gewesen: Die archäobotanische Probenahme vor Ort betreute über mehrere Jahre Phateema Ben Ameh, Mitarbeiterin der *National Commission for Museums and Monuments*.



Ein Blick in die »Schatzkammer« der Frankfurter Archäobotanik: die Vergleichssammlung für Früchte und Samen.



Die Autorin

Katja Irle, Jahrgang 1971, ist Bildungs- und Wissenschaftsjournalistin, Autorin und Moderatorin.

k.irle@schreibenundsprechen.eu

zusammen mit Getreide und Knollenpflanzen gegessen werden. Aus den chemischen Analysen aus Bristol ergaben sich nun Hinweise auf einen sehr frühen Ursprung dieser afrikanischen Küche. Offenbar gehörten ähnliche Speisen schon vor 3500 Jahren zur alltäglichen Nahrung. Außerdem konnten die Forscher chemische Verbindungen nachweisen, die aus Suberin stammen, was wiederum ein Hauptbestandteil der Baumrinde – und der Rinde von Knollenpflanzen – ist. Sehr wahrscheinlich stammt das Suberin aus Yamsknollen – auch wenn ein hundertprozentiger Nachweis dafür bislang aussteht.

Die Lipidanalyse in Bristol brachte dem DFG-Team aber noch eine weitere Überraschung. Die Chemikerin Dr. Julie Dunne entdeckte Bienenwachsreste in den uralten Keramikscherben. »Natürlich hatten wir die Honignutzung vermutet, denn Honig ist das wichtigste natürliche Süßungsmittel, und es gibt Honigbienen in der Savanne«, sagt Katharina Neumann: »Aber wir konnten das nun zum ersten Mal für das subsaharische Afrika direkt nachweisen.«

Und so haben die Frankfurter Forscherinnen und Forscher dem Nok-Puzzle weitere entscheidende Teile hinzugefügt. Das DFG-Langzeitprojekt ist damit erst einmal beendet, das Rätselraten um die untergegangene Kultur in Zentralnigeria aber noch lange nicht. ●

ZUR PERSON

Katharina Neumann (rechts), Jahrgang 1953, hat den Schwerpunkt Archäobotanik Afrikas an der Goethe-Universität ins Leben gerufen und war von 1995 bis 2019 deren Leiterin, außerdem seit 2007 apl. Professorin am Institut für Archäologische Wissenschaften. Von 1974 bis 1982 hat sie Botanik, Pharmakognosie, Ethnologie und Bodenkunde an der Goethe-Universität studiert und wurde dort auch promoviert. 1983 bis 1988 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Köln, 1989 bis 1994 im Sonderforschungsbereich 268 an der Goethe-Uni. Ihr besonderes Interesse gilt der prähistorischen Pflanzennutzung und der Vegetationsgeschichte Afrikas. 2019 ist sie zur ehrenamtlichen Mitarbeiterin der Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung ernannt worden.

k.neumann@em.uni-frankfurt.de

Alexa Höhn, Jahrgang 1968, arbeitet seit 2005 als wissenschaftliche Mitarbeiterin in unterschiedlichen Projekten der Arbeitsgruppe Archäologie und Archäobotanik Afrikas an der Goethe-Universität. Seit 2019 ist sie mit ihrem eigenen Projekt »Kultivierte Landschaften« Teil des DFG-Schwerpunktprogramms »Entangled Africa«. Sie hat Botanik, Zoologie und physische Geografie in Frankfurt studiert und wurde hier auch promoviert. In ihrer Forschung interessiert sich Höhn für komplexe Mensch-Umwelt-Beziehungen in Westafrika, insbesondere den Einfluss der Landnutzung auf die Gehölzvegetation der Savannen und des Regenwaldes. Im Vordergrund stehen dabei Fragen nach der Entwicklungsgeschichte der heutigen Kulturlandschaft im Zusammenhang mit der Entstehung und Ausbreitung verschiedener Landnutzungssysteme sowie nach der Nachhaltigkeit dieser Systeme.

a.hoehn@em.uni-frankfurt.de

DEN MÄCHTIGEN GEGENÜBER STEHT DIE MACHT DER BILDER.

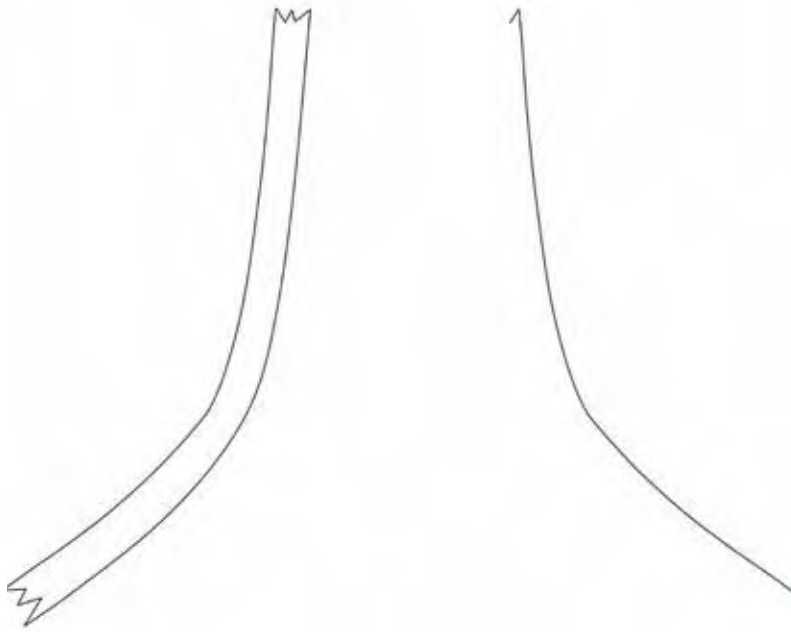
Fotos für die Pressefreiheit 2022

Unabhängiger Fotojournalismus und unabhängige Berichterstattung sind von fundamentaler Bedeutung für unsere Freiheit. Reporter ohne Grenzen setzt sich für Informationsfreiheit ein, hilft verfolgten Journalistinnen und Journalisten, übernimmt Anwaltskosten und ersetzt zerstörte Ausrüstung. Helfen Sie uns zu helfen und bestellen Sie das neue Fotobuch: reporter-ohne-grenzen.de/shop

Nach einem Putsch in Myanmar ließ das Militär friedliche Massenproteste gewaltsam niederschlagen. Unser Fotograf, der aus Sicherheitsgründen anonym bleiben möchte, dokumentiert den Kampf für Demokratie seines Volkes.

© Anonym/Panos Pictures





Weitgereiste Scherben

Die Archäologie will anhand von Keramikanalysen innerafrikanischen Verbindungen auf die Spur kommen

von Sonja Magnavita und Oumarou Amadou Idé

Reisende Händler, Pilgerfahrten und Verwandtschaftsbesuche, Medizintourismus und Arbeitsmigration: Afrika ist hochgradig mobil. Doch das ist keineswegs neu. Mithilfe unscheinbarer Keramikscherben zeichnet die Afrikaarchäologie an der Goethe-Universität die Reiserouten früherer Jahrtausende nach.

Die Menschen in Afrika stehen miteinander in Verbindung. Ständig, überall und über die unterschiedlichsten Distanzen hinweg. Der örtliche Wochenmarkt zieht Händler und Kunden aus der weiteren Region an, die Raststätte an der Fernstraße lädt Durchreisende auf ein erholsames Pauschen ein. Der Pilgerort übt eine große Anziehungskraft auf Gläubige von

nah und fern aus, und die Hochzeitsfeier lockt Verwandtschaft auch aus anderen Landesteilen herbei. Die Gründe für das Reisen sind vielfältig und können wirtschaftlicher, religiöser, gesellschaftlicher oder politischer Natur sein. Was heute so allgegenwärtig ist, könnte auch in längst vergangenen Zeiten für die menschliche Gesellschaft wichtig gewesen sein. Wenn schriftlich oder mündlich überlieferte Geschichte schweigt, ist es die Aufgabe der Archäologie, auch rein materielle Hinterlassenschaften zum Sprechen zu bringen.

Ähnlich wie für die heutige Zeit können wir von sehr vielfältigen Beweggründen ausgehen, warum Menschen oder Dinge von einem Ort zum anderen gerieten. Die Betrachtung rein materieller Quellen offenbart meist wenig von diesen Beweggründen – das gilt insbesondere für die Hinterlassenschaften unserer Konsum-



gesellschaft: Landet ein zerbrochener Teller einer bekannten schwedischen Firma in unserem Hausmüll, verrät das Fundstück nichts darüber, ob ihn der Besitzer im wohnortnahen Möbelhaus erworben, ihn als Geschenk von Dritten erhalten oder ihn gar selbst aus der Herstellungsregion mitgebracht hatte – wobei auch noch ganz andere Konstellationen denkbar wären. Auch wenn das Spekulieren manchmal reizvoll wäre – bei der Betrachtung fast ausschließlich materieller Quellen wie in der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie sind zunächst belastbare Indizien gefragt.

Indizien für die Mobilität von Gegenständen

Die Tatsache, dass ein Gegenstand von einem Ort zu einem anderen gelangt ist, lässt sich am ehesten dann aufdecken, wenn belegbar ist, dass er eindeutig von einem anderen Ort stammt als von dem, wo er gefunden wurde. Wurde beispielsweise ein besonderes Material verwendet, das im weiteren Umkreis des Fundorts nicht vorkommt, etwa eine Meeresschale fernab der Küste oder ein exotisches Gestein? Auch spezielle Herstellungstechniken oder Stile, die nachweislich nur in einer bestimmten Region vorkamen, nicht jedoch in der Gegend des Fundortes, geben oft direkt am Fundobjekt einen Hinweis darauf, dass Ursprungs- und Fundregion vielleicht nicht identisch sind. Aber hier kann es bereits problematisch werden: Was, wenn Spezialisten aus jener bekannten Produk-

tionsregion am späteren Fundort gewirkt und ihre speziellen Traditionen und Techniken angewandt haben? Das sieht man einem Artefakt mit bloßem Auge nicht an. Um herauszufinden, ob ein Artefakt lokalen Ursprungs ist oder nicht, kann die Archäologie heute jedoch auf immer ausgefeiltere naturwissenschaftliche Analyseverfahren zurückgreifen.

Bisher haben sich archäologische Studien zu interregionalen Kontakten in Afrika auf die Analyse von seltenen Dingen wie Luxusgütern konzentriert. So scheint eine Reihe von bisher untersuchten Artefakten aus Kupferlegierung und Glas die Hinweise aus schriftlichen Quellen zu bestätigen, dass verschiedene große, frühgeschichtliche Ortschaften in Westafrika und der Sahara einst durch Reisewege von und nach Nordafrika miteinander verbunden waren. So wurden bei Grabungen in verschiedenen, voneinander weit entfernten frühgeschichtlichen Fundplätzen zwischen

Mali, Niger und Burkina Faso unter anderem Glasperlen aus dem westasiatischen Raum und Messing aus dem Mittelmeerraum nachgewiesen. Da solche Funde aber äußerst selten sind, sind übergeordnete Aussagen über die Distributionsweise, über Handelsnetze und Warenströme schwerlich zu treffen. Die Anzahl an Glasartefakten aus der Zeit vor 400 nach Christus liegt im gesamten Großraum Westafrika im einstelligen (!) Bereich und jene von Buntmetallartefakten nicht weit darüber. Auch aus anderen Quellen ist kaum etwas bekannt über die Interaktion solcher Orte mit anderen in der weiteren Region: Es gibt keine schriftlichen Belege hierfür, und vergleichbare Sonderfunde fehlen oder wurden nicht analysiert.

Scherben zum Sprechen bringen

Einen ganz anderen Weg wird nun ein neues Forschungsprojekt der Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie Afrikas am Institut für Archäologische Wissenschaften der Goethe-Universität beschreiten – und den Beweis liefern, dass die Untersuchung der in großer Zahl vorhandenen Keramikfunde eine optimale Ergänzung zu seltenen Objekten darstellt. Als häufigstes Fundgut in archäologischen Stätten der jüngeren Vor- und Frühgeschichte sind Scherben dazu geeignet, Verbindungen zwischen Orten und Gebieten aus benachbarten Regionen aufzudecken. Ähnlich wie bei anderen von Menschen hergestellten Gegenständen

Das Fragment stammt vom frühmittelalterlichen Fundplatz Marandet im heutigen Niger und gehörte einst zu einem flaschenförmigen Gefäß, das quer durch die Sahara aus Nordafrika transportiert worden war. Der ferne Ursprung zeigt sich bereits an bestimmten Herstellungsmerkmalen, lässt sich aber auch chemisch belegen.



Schnappschuss einer Dromedarkarawane an der archäologischen Fundstelle bei Marandet (oben). Hier wurden die drei Scherben (links) gefunden, die in Typus, Machart und chemischer Zusammensetzung jedoch mit Exemplaren aus der Tschadsee-region übereinstimmen.

können auch im Fall von Keramik neben stilistischen und herstellungstechnischen Indizien solche hinzugezogen werden, die durch naturwissenschaftliche Provenienzanalysen gewonnen werden.

Mithilfe umfassender Analysen der chemischen Zusammensetzung von Keramik aus bekannten frühgeschichtlichen Fundplätzen Westafrikas und der Sahara können neue, greifbare Belege für interregionale Kontakte im ersten und frühen zweiten Jahrtausend nach Christus gewonnen werden. Vorarbeiten mithilfe portabler Röntgenfluoreszenzanalyse (pXRFA) an Keramikfunden aus Marandet, einem frühmittelalterlichen Handelsort in der Nähe von Agadez in der Republik Niger, zeigten insbesondere im Bereich der Spurenelemente im gebrannten Ton sehr vielversprechende Ergebnisse. So ließ sich die lokal hergestellte Keramik von Marandet, das am Rand des Air-Massivs liegt, von ebenfalls lokal hergestellter Keramik aus benachbarten Regionen wie dem inneren Tschadbecken oder dem östlichen Bogen des Niger-Flusstals unterscheiden, weil die Anteilsverhältnisse bestimmter Haupt- und Spurenelemente zueinander einen für die jeweilige Herkunftsregion charakteristischen »Fingerabdruck« ergaben.

An Keramiken, von denen man aufgrund von stilistischen und technischen Merkmalen vermutete, dass sie aus jenen Nachbarregionen importiert worden waren, ließ sich diese Annahme anhand dieses chemischen Fingerabdrucks verifizieren. In einigen Fällen konnte die fremd wirkende Keramik tatsächlich als mit solcher aus der vermuteten Ursprungsregion chemisch übereinstimmend bestätigt werden.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Der afrikanische Kontinent ist von einer großen Mobilität der Menschen geprägt. Ob das auch in früheren Jahrhunderten der Fall war, darüber könnte die Archäologie Aufschluss geben.
- Bisher haben sich archäologische Studien zu interregionalen Kontakten in Afrika auf die Analyse von seltenen Dingen wie Luxusgütern konzentriert.
- Ein DFG-Projekt an der Goethe-Universität untersucht die in großer Stückzahl vorhandenen Keramikfunde auch mithilfe naturwissenschaftlicher Methoden.
- Vorarbeiten in der Republik Niger lieferten vielversprechende Ergebnisse: So ließ sich die lokal hergestellte Keramik von ebenfalls lokal hergestellter Keramik aus benachbarten Regionen anhand ihrer Anteile an bestimmten Haupt- und Spurenelementen unterscheiden. Offenbar hat jede Herkunftsregion ihren charakteristischen »Fingerabdruck«.

Manche ursprüngliche Annahme musste jedoch auch korrigiert werden: Keramik mit charakteristischen Stilmerkmalen von zeitgleichen Kulturen am östlichen Nigerbogen wurde als offenbar in Marandet lokal gemacht »entlarvt«.

Die Erkenntnisse aus den Vorarbeiten sollen nun untermauert werden. Dafür werden weitere Keramikinventare einbezogen und die erkannten Unterschiede im chemischen Fingerabdruck näher untersucht. Da keine flächendeckenden »chemischen Landkarten« von potenziell genutzten Tonlagerstätten in Afrika zur Verfügung stehen und diese auch in absehbarer Zeit nicht erarbeitet werden können, wird sich das Projekt ausschließlich mit archäologischer Keramik befassen. Einen konkreten Produktionsort kann man damit nicht identifizieren, wohl aber Verbindungen zwischen Regionen aufdecken.

Das verwendete Fundmaterial stammt aus archäologisch bereits untersuchten Stätten in Mali, Tschad und Niger und wird in enger Forschungskoooperation mit den für das jeweilige Fundmaterial Verantwortlichen untersucht. Das für die kommenden drei Jahre von der DFG finanzierte und mit einer Qualifikationsstelle ausgestattete Projekt ist in das bereits seit 2019 bestehende DFG-Schwerpunktprogramm »entangled Africa: Innerafrikanische Beziehungen zwischen Regenwald und Mittelmeer (ca. 6000 bis 500 Jahre vor heute)« (SPP 2143) eingebunden, welches vom Deutschen Archäologischen Institut (DAI) koordiniert wird. In insgesamt zehn Teilprojekten befassen sich Forschende gezielt mit Fragen zu innerafrikanischen Verbindungen auf ganz unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Regionen Afrikas. ●

Projekttitle

**Verbindungen auf der Spur:
Analyse der chemischen
Zusammensetzung von archäolo-
gischer Keramik zum Nachweis
interregionaler Kontakte im
westlichen Afrika und der Sahara
vor 1300 AD**

Projektleitung

Prof. Dr. Sonja Magnavita

Förderung

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Projektnummer 467208885



Die Autorin

Sonja Magnavita, Jahrgang 1974, ist Professorin für Vor- und Frühgeschichte Afrikas am Institut für Archäologische Wissenschaften der Goethe-Universität. Nach Studium und Promotion in Frankfurt arbeitete sie an unterschiedlichen Projekten in Westafrika und baute als Mitherausgeberin und Verlegerin das Journal of African Archaeology zu einem anerkannten Peer-reviewed Journal aus. Habilitiert wurde sie an der Ruhr-Universität in Bochum, seit 2020 forscht und lehrt sie in Frankfurt.

s.magnavita@em.uni-frankfurt.de



Der Autor

Oumarou Amadou Idé, Jahrgang 1964, ist Forschungsleiter (CAMES) für Prähistorie/ Archäologie am Institut de Recherches en Sciences Humaines (IRSH) der Université Abdou Moumouni de Niamey (UAM), wo er derzeit die Abteilung für Kunst und Archäologie leitet. Er ist Präsident des Wissenschaftlichen Rates des Centre National de Recherche Scientifique du Niger (CNRS-Niger) und Mitglied des Wissenschaftlichen und Pädagogischen Rates (CSP) der Ecole Doctorale (ED) im Bereich Lettre, Art, Sciences de l'Homme et de la Société (LARSHS) der UAM.

oumarou.ide5@gmail.com



Zähne vom Urahn

Der Fund eines Unterkiefers in Malawi und die Folgen

von Markus Bernards

Die reichen Fossilienlagerstätten im Norden Malawis haben Spuren des ältesten Menschen preisgegeben – nach fast zehn Jahren der Suche. Die Geschichte des aufsehenerregenden Funds, welche Rolle Schweinezähne dabei gespielt haben, und wie es zu einem Museum in der Malawischen Provinz kam, berichten die Paläontologen Friedemann Schrenk und Ottmar Kullmer.



Wer Friedemann Schrenk besuchen will, kann ihn im Senckenberg-Museum in Frankfurt treffen. Dort an der Kasse holt Schrenk den Besucher ab. Sein Gesicht ist zwar hinter einer Coronamaske verborgen, und seine Kleidung unauffällig – schwarze Jeans, schwarzes T-Shirt –, doch die hohe Stirn und das weiße, etwas verwuschelte Haar sind unverkennbar: Der Paläobiologe hat es zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, seit er 1991 im südostafrikanischen Malawi ein Fossil der wohl ältesten Menschenart fand, den 2,5 Millionen Jahre alten Unterkiefer des *Homo rudolfensis*.

Schrenk führt den Besucher durch Grüppchen von Museumsbesuchern hindurch an riesigen Skeletten und Tier-Dioramen vorbei bis durch eine unscheinbare Tür in den Forschungs- und Verwaltungstrakt des Museums. Hier erstirbt das Stimmengewirr, die Farben- und Formenpracht der Museumsexponate weicht nüchternen Bürosachlichkeit. In einer kleinen Bibliothek mit Blechregalen unter Neonleuchten stößt noch Schrenks Kollege Ottmar Kullmer hinzu, auch er hat bei der Entdeckung des Unterkiefers eine entscheidende Rolle gespielt, 1992 war das, ein Jahr nach dem spektakulären Fund Schrenks.

Die Geschichte des Urmenschenfonds beginnt Anfang der 1980er Jahre. Friedemann Schrenk

hat sich noch während seines Geologiestudiums ein Stipendium besorgt, um in Südafrika Fossilien untersuchen zu können. Dort lernt er seinen US-amerikanischen Kollegen Timothy Bromage kennen und startet mit ihm zusammen das Hominiden-Korridor-Projekt im südostafrikanischen Malawi. Die beiden Wissenschaftler wollen fossile Belege für ihre Hypothese finden,

Mitarbeiter des Grabungsteams zeigen an der Ausgrabungsstätte in Malema im Distrikt Karonga, Malawi, ihre Fundstücke. Vorne: Tyson Mskika mit dem 2,5 Millionen Jahre alten Unterkiefer eines *Homo rudolfensis*.
Foto: <http://www.warmheartofmalawi.org>

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Der Norden Malawis birgt zahlreiche Fossilien von Säugetieren, anhand derer Paläontologen den Lebensraum der Vor- und Frühmenschen rekonstruieren und deren Alter bestimmen können.
- Ein spektakulärer Fund war der eines bezahnten Unterkiefers der ältesten Menschenart *Homo rudolfensis*.
- In den Jahren nach dem Fund entsteht vor Ort ein Museum und Kulturzentrum, das in einer Ausstellung den Bogen von der Menschwerdung in Malawi bis zur Gegenwart schlägt.

dass sich Vor- und Frühmenschen entlang des Großen Afrikanischen Grabenbruchs bewegt haben, dass es mithin eine Verbindung zwischen den tausenden von Kilometer entfernten Fossilienfundstätten in Südafrika einerseits und Kenia und Äthiopien andererseits gibt. Für den ambitionierten Titel »Hominiden-Korridor-Projekt« müssen Schrenk und Bromage viel Spott ertragen, denn fast ein Jahrzehnt bergen die Wissenschaftler, unterstützt von vielen einheimischen Helfern, zwar jede Menge Tierfossilien, von Antilopen etwa, rinderähnlichen Boviden oder Schweinen. Nur Hominidenfunde bleiben aus – da diese selten vorkommen, nicht sehr verwunderlich, so Schrenk: »Man kann sich nicht sicher sein, ob man überhaupt etwas findet,

Passt perfekt:
Ottmar Kullmer hat das
herausgebrochene Zahnstück
in den versteinerten
Unterkiefer eingesetzt.
Foto: Markus Bernards



das ist eigentlich klar.« 1990 bei einer Tagung höhnt ein Wissenschaftskollege (Schrenk ahmt seine hohe Stimme nach): »Das ist kein Hominiden-Korridor, das ist ein Schweine-Korridor, ein Elefanten-Korridor, ein Antilopenkorridor. Wo sind Ihre Hominiden?«

Ein Jahr später kommt dann doch der große Moment: Die geübten Augen des Teammitglieds Tyson Mskika entdecken die beiden Unterkieferhälften. Das Grabungscamp feiert ein rauschendes Fest, das große wissenschaftliche Ziel ist erreicht. An dieser Stelle unterbricht Schrenk kurz seine Erzählung, verlässt die Bibliothek und kommt kurz darauf mit einem silbernen Metallkoffer wieder. Er nimmt etwas heraus und legt es vor den Besucher, auf ein kleines, braunes Kissen: den Stein gewordenen Unterkiefer eines Menschen, 2,5 Millionen Jahre alt, an der

Friedemann Schrenk
und Ottmar Kullmer (rechts)
zeigen den in Malawi
gefundenen 2,5 Millionen
Jahre alten Unterkiefer
eines Frühmenschen der Art
Homo rudolfensis.
Foto: Markus Bernards

einen Seite ist an einer Bruchkante sogar die Zahnwurzel erkennbar. Auch 2022 ist das noch ein geradezu feierlicher Moment.

Der Unterkiefer ist nicht vollständig, Schneidezähne fehlen und links der hintere Backenzahn, rechts ist vom hinteren Backenzahn ein fast quadratisches Stück herausgebrochen. Dies ist ein Wermutstropfen in der – auch medialen – Euphorie nach dem Fund, denn die Zahl der Höcker an dem hinteren Backenzahn hätte Auskunft darüber geben können, ob es sich um den Unterkiefer eines Vertreters der Gattung Mensch (*Homo*) oder eines älteren Vormenschen (*Australopithecus*) handelt.

Ottmar Kullmer, 1991 ein frisch gebackener Diplom-Geologe, der freiberuflich geologische Gutachten verfasst, liest von dem fehlenden Stück in der Zeitung und schreibt zusammen mit zwei Freunden einen Brief an Schrenk, woraufhin der sie nach Darmstadt einlädt. Kullmer: »Das war ein langer Brief darüber, wie toll wir sind, und ob wir mal mitkommen könnten nach Malawi. Wir haben ein bisschen auf die Sahne gehauen damals, und offenbar war der Brief so eindrucksvoll, dass er uns treffen wollte.« Bei dem Gespräch in Darmstadt bietet Schrenk dann an, dass sie ihn nach Malawi begleiten dürfen, sofern sie das fehlende Stück des Zahns finden. »Wir haben wie aus der Pistole geschossen gesagt: »Das finden wir!«, sagt Kullmer. »Dann sind wir rausgegangen und haben uns gedacht »Um Gottes Willen, was hat der da gerade gesagt? Das ist ja der totale Wahnsinn!«

Dieser »Wahnsinn« bestand wenige Monate später in Malawi dann darin, eine Piste zum Unterkiefer-Fundort zu bauen, das Camp mit



50 Helferinnen und Helfern zu koordinieren (Schrenk war schon weitergereist nach Tansania), und die obersten Zentimeter Erde eines ganzen Hangs abzutragen, 15 Tonnen Material, in Reissäcke zu füllen und mit dem Landrover an den Malawisee zu transportieren. Dort musste die Erde zunächst auf Grasmatten trocknen, dann wurde mit dem Wasser des Sees der feine Sand ausgesiebt und die Reste – zentimeter- bis



Foto: <http://www.warmheartofmalawi.org>

Radio Dinosaur und das Cultural & Museum Centre in Karonga, Malawi

Malawi erstreckt sich entlang des Malawisees über rund 1100 Kilometer Länge, was große Entfernungen innerhalb des Landes schafft. Der nur dünn besiedelte Norden des Landes galt lange Zeit politisch und wirtschaftlich als abgehängt – selbst als die Hauptstadt vom Süden in die Mitte des Landes verlegt wurde. Doch der nördliche Distrikt Karonga ist reich an Fossilien; so wurden bereits 1924 dort versteinerte Knochen entdeckt, die in den 1980er Jahren zusammen mit weiteren Funden dem Malawisaurier zugeordnet werden konnten.

Drei Herren aus Karonga, Oliver Mwenifumbo, Lawrence Mwamlima und Archibald Mwakasungula, setzten sich in den 1990er Jahren zum Ziel, die Geschichte ihres Distrikts auch den Menschen vor Ort zugänglich zu machen. So entstand die erste Idee des Cultural & Museum Centre in Karonga. Unter dem Motto »From Dinosaurs to Democracy« spannt die Museumsausstellung heute den Bogen von der geologischen Vorgeschichte der Region Karonga über die Zeit der Dinosaurier (mit einem spektakulären Malawisaurierskelett), die ersten Hominiden (einschließlich eines Abgusses des Unterkiefers von *Homo rudolfensis*), die Ansiedlung des Ngonde-Volks, die Zeit von Sklavenhändlern und Missionaren bis zur Unabhängigkeit Malawis, der Diktatur und heute der Demokratie. Viele Ausstellungsstücke wurden von den Einwohnern Karongas für ihr Museum gespendet. Angeschlossen an das Museum sind eine große Veranstaltungsbühne sowie Werkstätten.

Der Malawisaurier stand auch Pate für den lokalen Sender »Radio Dinosaur«, ein Community Radio (Freies Radio) mit einer regionalen Lizenz. Mittlerweile zwölf Men-

schen sorgen für ein tägliches Programm von 6 bis 20 Uhr. Raymond Mwenifumbo, verantwortlich für Projektleitung und Fundraising beim Sender, erklärt: »Radio Dinosaur ist ein Bildungssender. Unsere Themen sind etwa Gesundheit, Landwirtschaft und Nachrichten aus verschiedenen Teilen des Distrikts, und wir senden – anders als die nationalen Radiosender – hauptsächlich in den lokalen Sprachen Kyangonde und Chitumbuka. 60 Prozent unserer Hörerinnen und Hörer können weder lesen noch schreiben, also schicken uns manche Menschen Briefe, die sie nicht verstehen und die wir dann im Radio vorlesen.«

Über Radio Dinosaur konnten auch wichtige Nachrichten des Distriktvorstehers verbreitet werden, etwa zur Corona-Pandemie oder zu Überflutungen, und die die Polizeistation in Karonga veranstaltete zweimal mithilfe des Senders Übungen der Gemeindepolizei zusammen mit Bürgerinnen und Bürgern zur Kriminalprävention und zur Verbesserung der Beziehung zur Polizei. Auch die Chiefs, insbesondere die traditionellen Führer, die Jugend- und Radioclubs des Community Radios arbeiten mit dem Sender zusammen.

Immer wieder geht es im Programm natürlich um die Frühgeschichte Malawis, wenn zum Beispiel Friedemann Schrenk oder Timothy Bromage im Programm sind oder wenn der Paläontologe und Senior Curator des Cultural and Museum Centre, Harrison Simfukwe, mit einem Priester der African Church über die Ursprünge des Lebens diskutiert.

Von Beginn an wurden hohe Erwartungen mit der Aufnahme des Sendebetriebs von Radio Dinosaur verknüpft. Die Stimmen einiger traditioneller Führer:

»Die Idee einer Community-Radiostation für Koronga ist großartig. Sie wird die Aktivitäten zur sozioökonomischen Entwicklung des Distrikts ergänzen und beschleunigen, besonders das Kulturleben und unser kulturelles Erbe. Ich möchte, dass dies gelingt. Ihr habt unsere Unterstützung«, sagte **Paramount Chief Ntemi- Waba-Temi Kyungu**.

»Ich begrüße die Idee eines Gemeinschaftsradios für den Distrikt Karonga. Es ist längst überfällig. Ich habe mich lange gefragt, warum wir Menschen in Karonga keinen Community-Radiosender haben, der in den Sprachen Ngonde und Tumbuka sendet, wie es anderswo üblich ist. Dies ist eine begrüßenswerte Entwicklung. Wir brauchen diesen Radiosender«, bemerkte **Senior Traditional Authority Ntemi Kalonga**.

»Im Museum geht es um tote Geschichte, im Community Radio um lebendige Geschichte: Beides ergänzt sich. Wir bereiten gerade eine Woche mit kulturellen Veranstaltungen vor, unter anderem mit traditioneller Musik und Tänzen. Machen Sie gerne Aufnahmen für unseren Radiosender!«, sagte **Senior Traditional Authority Themba Wasambo**.

»Ich begrüße den Community-Radiosender. Es wird uns helfen, Aktivitäten zur Entwicklung des Distrikts Karonga zu fördern«, meinte **Traditional Authority Themba Mwilang'ombe**.

Radioshow zum Ursprung des Lebens bei Radio Dinosaur:

<https://tinyurl.com/RadioDinosaurShow>

Links

Hominid Corridor
Research Project

<http://paleobiomics.org/hcrp.html>

Tyson Mskika und
Timothy Bromage über den
Unterkieferfund

<https://tinyurl.com/LowerJaw>

URAHA Foundation
www.uraha.de

Abstillphase bei
Neanderthalern

[https://tinygu.de/
NeanderthalerMilchzaehne](https://tinygu.de/NeanderthalerMilchzaehne)

Australopithecinen:
Muttermilch auch
nach dem Abstillen

[https://tinyurl.com/
AustralopithecinenMuttermilch](https://tinyurl.com/AustralopithecinenMuttermilch)

nur millimetergroße Körner und Splitter – wurden von Hand durchgesehen. Das Ganze dauerte die ganze Grabungssaison, acht Wochen. Im letzten Sack schließlich fand sich tatsächlich das fehlende Zahnstück des Unterkiefers, das bestätigte: Der Unterkiefer gehörte einst einem unserer Vorfahren der Gattung »Homo«.

Geologische Gutachten hat Kullmer seitdem nicht mehr geschrieben, er promovierte über die Entwicklungsgeschichte urzeitlicher Busch- und Riesenschweine (Suiden), die eine verhältnismäßig rasche Evolution durchgemacht hatten. Daher sind sie als Leitfossilien wichtig, denn sie erlauben es, seltene Fossilien wie zum Beispiel den Unterkiefer des *Homo rudolfensis* ziemlich genau zu datieren auf 2,5 Millionen Jahre.

Aber lohnt es sich wirklich, so viele Jahre nach Hominidenfossilien zu suchen, wenn am Ende nur so wenige Fundstücke herauskommen? Wenn es mehr Hominidenforscher gibt als

Hominidenfunde, wie Schrenk einmal im »Spiegel« spottete? »Einen Moment, langsam«, bremst Schrenk. »Wir sind ja nicht nur auf der Jagd nach diesen Menschenresten, unser Ziel war es immer, die komplette Umwelt zu verstehen, die Ökologie, das Nahrungsangebot, den Stoffaustausch, alle Organismen eines Lebensraums.« Paläobiomics nennen die beiden Wissenschaftler diesen Ansatz, die gesamtheitliche Analyse eines Systems vor Millionen von Jahren.

Die vielen Fossilien haben beim Zeichnen dieses Gesamtbildes geholfen, und neue Methoden erlauben heute zum Beispiel die Analyse der Feinstruktur fossiler Zähne und Knochen. Kullmer erläutert: »Der Zahnschmelz wächst in Kristalliten, in Prismenstrukturen mit täglichen Anwachsflächen, zwei bis vier Jahre lang. Wenn man die Zusammensetzung der chemischen Elemente untersucht, kann man Zyklen beobachten, vielleicht Regenzeiten, in denen sich

ZUR PERSON



Friedemann Schrenk, Jahrgang 1956, studierte in Darmstadt und Johannesburg Geologie, Paläontologie, Mineralogie, Zoologie und Anthropologie, promovierte im Fach Biologie am Universitätsklinikum Frankfurt und habilitierte sich 1994 im Fach Paläontologie an der TU Darmstadt. Von 1988 bis 2000 arbeitete er am Hessischen Landesmuseum Darmstadt, 1993 bis 2000 als dessen Direktor, und wechselte danach als Professor für Paläobiologie der Wirbeltiere an die Goethe-Universität. Im selben Jahr wurde er zudem Sektionsleiter Paläoanthropologie am Senckenberg Forschungsinstitut und Naturmuseum Frankfurt. 2008 bis 2010 stand er dem Zentrum für Interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) vor. Friedemann Schrenk kuratierte zahlreiche Ausstellungen, darunter »From Dinosaurs to Democracy« im Cultural & Museum Centre Karonga. Er wurde vielfach ausgezeichnet, etwa 2006 mit dem Communicator-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, den er unter anderem für sein Schulprojekt »Hominiden machen Schule« erhielt. In diesem Projekt, das ebenfalls durch die von Schrenk ins Leben gerufene Uraha-Stiftung gefördert wurde, erhalten Schulen in Europa und Afrika Abgüsse von Hominidenfunden und entsprechende Unterrichtsmaterialien.

schrenk@bio.uni-frankfurt.de



Ottmar Kullmer, Jahrgang 1964, studierte Geologie, Paläontologie, Zoologie und Anthropologie an der Universität Mainz, promovierte 1997 dort in Paläontologie und Geologie und habilitierte sich 2014 im Fach Zoologie an der Goethe-Universität, für die er seitdem als Privatdozent und seit 2022 als außerplanmäßiger Professor tätig ist. Ottmar Kullmer arbeitete am Hessischen Landesmuseum in Darmstadt, an der Universität Mainz und war Gastprofessor an der Universität Wien, bevor er als Leiter der Sektion Tertiäre Säugetiere und Morphometrie ans Senckenberg Forschungsinstitut und Naturmuseum Frankfurt wechselte. Seit 2016 leitet er dort zudem die Abteilung Paläoanthropologie. Er konzipierte und betreute zahlreiche Ausstellungen, darunter die in Deutschland, Österreich und Frankreich gezeigte Wanderausstellung »Humans in 3D – in the focus digital techniques« und die Ausstellung »Safari zum Urmensch« im Senckenberg Museum.

ottmar.Kullmer@senckenberg.de

das Nahrungsangebot ändert. Auch wenn Kinder abgestillt werden, spiegelt sich das in den Zähnen wider.«

Aus der fernen Vergangenheit ergeben sich spannende Fragen für die Gegenwart, finden die beiden Paläontologen: Sie planen Forschungsprojekte zum Altern des Gebisses, in dem sie untersuchen, wie das Gebiss biologisch auf die Abnutzung der Zähne reagiert – indem sie aus dem Kiefer herausgeschoben werden zum Beispiel oder sich nach vorne schieben – und wie Zahnbehandlungen in diesen Prozess einzugreifen versuchen. Auch die langfristigen Auswirkungen von immer mehr Kaiserschnitten wollen sie erforschen. Heute, so Schrenk, ist die von Darwin beschriebene Evolution, nach der Organismus die höchsten Chancen zur Fortpflanzung hat, der am besten an seine Umwelt angepasst ist, in vielen Teilen der Welt durch eine kulturelle Evolution abgelöst: Aus den ersten Steinwerkzeugen, die *Homo rudolfensis* herstellte, sind zahllose Werkzeuge und Maschinen geworden, ohne die wir nicht überleben könnten. Um die wachsende Bevölkerung zu ernähren, haben wir auf leicht aufschließbare Stärke umgestellt. Und die Tage verbringen wir heute überwiegend sitzend, was sich auf unsere Körper auswirkt.

Der Mittelpunkt der Forschung werden jedoch die Fossilien in Malawi bleiben, das für Schrenk zu einer zweiten Heimat geworden ist und wohin auch der Unterkiefer wieder (einmal) zurückkehren wird, sobald das neue Nationalmuseum in Malawis Hauptstadt Lilongwe seine Pforten öffnet. Und wo Schrenk auch über seine paläontologische Forschungsarbeit hinaus vielfältig engagiert ist, in der Bildung von Schüler:innen, Studierenden und Promovierenden, durch Beratungen der Malawischen Regierung zu Bergbau und Wasserkraftnutzung, in Form von populärwissenschaftlichen Vorträgen in der Region und in der Gründung eines Vereins in Deutschland, der – so der Verein über sich – »die Menschheitsgeschichte dort vermitteln will, wo sie entstanden ist – in Afrika«. Die Uraha-Stiftung, benannt nach dem Dorf, in dessen Nähe der Unterkiefer gefunden wurde, setzt sich zusammen mit zahlreichen Unterstützern für den Bau eines Museums in der Distrikthauptstadt Koronga ein, wo das »Cultural and Museum Centre« 2004 eröffnet wird. Zehn Jahre später nimmt der Community-Radiosender »Radio Dinosaur« seinen Betrieb auf (s. Kasten) – einmal im Monat ist Friedemann Schrenk im Programm des Bildungssenders zu hören: per Telefon aus Deutschland oder – am liebsten – vor Ort, im Studio in Karonga. ●



Bei der Suche nach Fossilien:
Der Paläontologe Harrison Simfukwe, Senior Curator beim Cultural and Museum Centre Karonga, Alick Malema, Friedemann Schrenk und Ipyana Mwalwanda (von links).
Foto: Stefan Schmid



Der Autor

Markus Bernards,
Jahrgang 1968, ist promovierter Molekularbiologe, Wissenschaftsjournalist und Redakteur von Forschung Frankfurt.

bernards@em.uni-frankfurt.de



Foto: Matthew Forrest

KLIMA, ERDE, UMWELT

Rettungsversuch für die Savannen

Das Projekt EMSAfrica untersucht Auswirkungen des Klimawandels und entwirft Anpassungsstrategien

von Andreas Lorenz-Meyer

Ökosystemschutz und Klimaschutz sind keine getrennten Bereiche. Vielmehr gehören sie zusammen und müssen auch zusammen gedacht werden, wie ein deutsch-südafrikanisches Projekt unter Beteiligung der Goethe-Universität zeigt. Im Mittelpunkt stehen dabei Landschaften mit einmaliger Flora und Fauna.

Im Nordosten Südafrikas, nahe der Grenze zu Mosambik, liegt eines der bekanntesten Naturschutzgebiete der Welt: der Krüger-Nationalpark. In seiner weiten Graslandschaft mit vereinzelt Bäumen oder Büschen sind Hunderte Vogel-, Reptilien-, Fisch- und Amphibienarten heimisch. Es gibt 147 Säugetierarten in der Savanne, unter ihnen natürlich die »Big Five«: Löwe, Elefant, Leopard, Büffel und Nashorn. Sie locken jährlich mehr als eine Million Besucher an und versprechen spektakuläre Naturerlebnisse.

Die Zukunft dieses semiariden, vom Wechsel zwischen Regen- und Trockenzeit beherrschten Ökosystems ist jedoch ungewiss. Denn der Klimawandel wird die Region Südliches Afrika wohl hart treffen. Klimaszenarien sagen besonders für das südwestliche Afrika mehr Trockenheit und mehr Hitze voraus. Davon werden auch Savannen wie der Krüger-Nationalpark betroffen sein. Was bedeuten die Klimaveränderungen für die Ökosysteme? Wie lässt sich ihre ungeheure Artenvielfalt erhalten?

Diesen Fragen geht das interdisziplinäre deutsch-südafrikanische Forschungsprojekt EMSAfrica nach. Neben den Folgen des Klimawandels untersucht es auch die Auswirkungen der Landnutzung. Ziel ist es, fundierte wissenschaftliche Informationen zu liefern, die künftig helfen, die richtigen Entscheidungen in puncto Anpassung an den Klimawandel und nachhaltige Bewirtschaftung der Ökosysteme zu treffen.

Klimawandel verschiebt Vegetationszonen

EMSAfrica baut auf den Ergebnissen des Vorläuferprojekts ArsAfricae auf. Zwischen 2014 und 2018 hatte das deutsche Thünen-Institut für Agrarklimaschutz sechs Beobachtungsstationen in Südafrika eingerichtet. Dort wird unter anderem der CO₂-Austausch zwischen Boden und Atmosphäre gemessen. Aufgeteilt ist EMSAfrica in sechs Arbeitspakete. Paket 4, »Vegetations- und Ökosystemmodellierung für die Klimafolgenabschätzung«, leitet Thomas Hickler, Professor für Quantitative Biogeographie an der Goethe-Universität und Arbeitsgruppenleiter bei der Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung. Zusammen mit seinem Team erforscht er, wie Pflanzen und Tiere auf der Erde verbreitet sind. Darüber hinaus beschäftigt er sich mit Ökosystemfunktionen und dem Wachstum von Wäldern, Themen, die im Englischen unter dem Begriff »Ecosystem Ecology« zusammengefasst sind.

»Innerhalb des EMSAfrica-Projekts versuchen wir, die Veränderungen der Vegetation durch den Klimawandel im ganzen südlichen Afrika

Wichtiges Feuer: Regelmäßige Brände erhalten die offene Graslandschaft der Savanne.



Foto: Maurizio De Mattei/Shutterstock

Das EMSAfrica-Projekt

Das dreijährige Forschungsprojekt EMSAfrica (Ecological Management Support for Climate Change in Southern Africa) wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung über das Programm SPACES (Forschungspartnerschaften zur Anpassung komplexer Prozesse im System Erde in der Region Südliches Afrika) gefördert. Beteiligt sind fünf deutsche Institutionen – neben der Goethe-Universität unter anderem die Universität Bayreuth und das Thünen-Institut für Agrarklimaschutz, zudem verschiedene südafrikanische Forscherinnen und Forscher und Institutionen, darunter Prof. Guy Midgley vom Department of Botany and Zoology der Stellenbosch University und Dr. Gregor Feig vom »South African Environmental Observation Network (SAEON). Von der Goethe-Universität promoviert Carola Martens innerhalb des Projektes, und Dr. Simon Scheiter vom Senckenberg Biodiversität und Klima Forschungszentrum ist auch Projektpartner. Die Südafrikanerin Mulalo Thavhana forscht im Rahmen eines DAAD-Austauschs derzeit in Deutschland. Kombiniert werden bei EMSAfrica verschiedene wissenschaftliche Disziplinen und Ansätze: direkte Treibhausgasmessungen, Fernerkundungen, Vegetationsmodellierungen, pflanzenökophysiologische Messungen, sozioökonomische Untersuchungen, computergestützte Simulationsmodelle.

www.emsafrica.org

zu simulieren«, erklärt Hickler. Der Schwerpunkt liegt dabei auf möglichen Verschiebungen von Vegetationszonen, besonders in den Savannen. Deren Bedeutung beschreibt Hicklers südafrikanischer Kollege Prof. Guy Midgley von der Stellenbosch University so: »Aus ökonomischer Sicht sind diese semiariden Graslandschaften die Basis für die Viehhaltung, hauptsächlich von Schafen und Rindern. Hinzu kommen ihre Ökosystemleistungen – Wasserkreisläufe, Nährstoffkreisläufe, Kohlenstoffspeicherung. Besonders sind sie auch, weil sie so vielfältig und alt sind. Ihre Biodiversität ist außerordentlich. Es gibt viele endemische Arten und Gattungen und sogar ganze Tier- und Pflanzenfamilien, die nur hier vorkommen.«

Zu untersuchen, wie sich die Flora der Savannen im Klimawandel verändert, ist keine leichte Sache. »Die Dynamik dieser Systeme wird durch komplexe Wechselwirkungen zwischen Klima, Weidetieren und regelmäßigem Feuer bestimmt«, so Hickler. Um die Komplexität in den Griff zu bekommen, braucht es ein leistungsstarkes Computersimulationsmodell und vielfältige Beobachtungsdaten, von experimentellen Felddaten bis zu Satellitenbeobachtungen. Die Modellentwicklung ist ein Schwerpunkt in der Arbeitsgruppe von Hickler. Die eingesetzten Modelle werden oft als Dynamic Global Vegetation Models (DGVM) bezeichnet und zunehmend von der internationalen Wissenschaftscommunity kollaborativ entwickelt. Die Arbeitsgruppe Hicklers nutzt in dem Projekt zwei solcher Modelle. Eines davon wurde speziell für die Bedingungen in den tropischen und subtropischen Gras-Baum-Systemen Afrikas angepasst: das ursprünglich von



Wie viel CO₂ der Boden abgibt – durch Atmung der Pflanzenwurzeln und mikrobielle Abbauprozesse organischen Materials – untersucht der Kooperationspartner Marek Jakubík vom tschechischen Global Change Research Institute in der Nama Karoo bei Middelburg, einem Ökosystem mit Zwergsträuchern und Gräsern, das es nur in Südafrika und Namibia gibt.
Foto: Carola Martens



dem Senckenberg-Kollegen Simon Scheiter und Steven Higgins (Uni Bayreuth) entwickelte adaptive Dynamic Global Vegetation Model, kurz aDGMV.

Computer simuliert Vegetation

Die Fähigkeiten des Modells sind erstaunlich. »Es kann darstellen, wie einzelne Bäume miteinander um Wasser und Licht konkurrieren«, erklärt Hickler. Im Endeffekt entscheiden die Umweltbedingungen, vor allem Klima, Böden und Landnutzung, welche Pflanzentypen und welche Merkmale sich durchsetzen, zum Beispiel immergrüne Regenwaldbäume oder regen-grüne Savannenbäume oder Gräser. Das Modell berücksichtigt eine Reihe ökophysiologischer Prozesse, etwa Photosynthese, Transpiration, Anhäufung von Kohlenstoff in Wurzeln oder Blättern. aDGMV erlaubt es auch, den Effekt von Feuer auf einzelne Bäume abzubilden. Brände kommen in den Savannen regelmäßig vor, daher sind Savannenbäume feuerresistenter als Regenwaldbäume.

Solche Feinheiten enthält das Modell genauso wie die Wuchshöhe, denn diese entscheidet darüber, ob Bäume ein Savannenfeuer überleben oder nicht. aDGMV beherrscht also komplexe Zusammenhänge innerhalb des Ökosystems. Parametrisiert wird das Modell mit vielfältigen Daten, etwa Messungen der Photosynthese von verschiedenen Pflanzen, Ergebnissen von Bewässerungsversuchen und experimentellen Bränden, den Messungen zum CO₂-Austausch oder auch Satelliten-basierten Schätzungen der saisonalen Entwicklung der Vegetation.

Dass der Klimawandel im südlichen Afrika zu großen Veränderungen führen wird, steht fest. Und es gibt auch schon Anhaltspunkte, was den Savannen blüht. Hickler: »Einige Beobachtungen und unsere Modelle deuten darauf hin, dass sie zunehmend verbuschen, was ihre einmalige biologische Vielfalt bedroht.« Die Ursache liege wahrscheinlich auch im erhöhten CO₂-Gehalt der Atmosphäre, der »einen gewissen Düngungseffekt« mit sich bringe.

Mehr CO₂ lässt Pflanzen stärker wachsen

Der Hintergrund: Mehr CO₂ in der Atmosphäre erwärmt nicht nur den Planeten, sondern verstärkt auch direkt das Pflanzenwachstum. Diese Wirkung wird als CO₂-Düngereffekt bezeichnet.

Der Gepard braucht die offene Savanne, um seinen Vorteil bei der Jagd auszuspielen: In drei Sekunden kann er es bis auf 95 Kilometer pro Stunde bringen (links oben, im Krüger-Nationalpark, Südafrika). Sollten Büsche die Savanne erobern wie hier in Namibia (rechts oben), werden die mittlerweile seltenste Großkatze Afrikas und viele weitere Tier- und Pflanzenarten ihren Lebensraum verlieren.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Im Projekt EMSAfrica simulieren Computermodelle, wie sich Savannen Südafrikas in der Folge des Klimawandels verändern.
- Vom höheren CO₂-Gehalt der Atmosphäre profitieren wahrscheinlich Büsche und Bäume, die das Gras zunehmend verdrängen werden. Dies gefährdet zahlreiche Pflanzen- und Tierarten des Ökosystems.
- Künstliche Buschfeuer und kluges Management der Landnutzung etwa durch Ackerbau könnten helfen, der Verbuschung der Savannen entgegenzuwirken.



Die sechs Beobachtungsstationen von EMSAfrica befinden sich in stadtnahen, beweideten oder natürlichen Umgebungen und sind jeweils gepaart: ein von Menschen beanspruchter Standort und möglichst nah gelegen ein naturnaher Standort mit ähnlichen Klimabedingungen. Beim Paar Skukuza/Agincourt im Nordosten Südafrikas liegt ein Standort im Krüger-Nationalpark, wo menschliche Einwirkungen minimal sind. Der andere Standort befindet sich in der Nähe einer Siedlung. Foto: Visible Earth/NASA

Tripelkrise für
Afrikas Biodiversität.
Meldung zur Publikation
Martens et. al. in
Conserv Biol. 2022.
<https://tinyurl.com/Tiplekrise>

Wie stark der ist, hängt vom Pflanzentyp ab, von der Art, wie Pflanzen Photosynthese betreiben. Büsche und Bäume gehören zu den C3-Pflanzen. C3, weil das erste Produkt ihrer Photosynthese drei Kohlenstoffatome besitzt. C3-Pflanzen müssen bei großer Hitze und Trockenheit ihre Spaltöffnungen schließen, über die sie Wasserdampf abgeben. So schützen sie sich vor dem Austrocknen. Damit gelangt gleichzeitig aber auch kein CO₂ mehr ins Innere ihrer Blätter, das die Pflanzen zur Photosynthese benötigen. Die Gräser der Savanne haben dieses Problem nicht. Sie gehören zu den selteneren C4-Pflanzen, weil sie bei der Photosynthese CO₂ zunächst in

einem Molekül mit vier Kohlenstoffatomen zwischenspeichern, um es dann in speziellen Zellen, wo die eigentliche CO₂-Fixierung stattfindet, zu konzentrieren. Ihr Vorteil gegenüber den C3-Pflanzen: Sie werden damit unabhängig davon, wie viel CO₂ passiv durch die Spaltöffnungen diffundiert, und kommen auch mit wenig CO₂ im Blatt gut zurecht. Herrschen extreme Trockenheit und Hitze, lassen sie ihre Spaltöffnungen geschlossen, um Wasserverluste zu vermeiden. Und trotzdem ist genug CO₂ da, um Photosynthese zu betreiben.

Die effizientere CO₂-Speicherung erweist sich jetzt aber als Nachteil, denn die C3-Bäume

ZUR PERSON



Von 2004 bis 2010 war **Thomas Hickler**, Jahrgang 1972, als Postdoc am Institut für Physische Geographie und Ökosystemforschung der Universität Lund in Schweden tätig, wo er 2004 in »Geobiosphere Science« auch promoviert hatte. Seit 2010 ist er Professor für Quantitative Biogeographie am Institut für Physische Geographie der Goethe-Universität und am Senckenberg Biodiversität und Klima Forschungszentrum (SBIK-F). Hickler interessiert sich besonders die Wechselwirkungen zwischen Biodiversität, Ökosystemen und Klima auf lokaler und globaler Ebene. Seine Hauptwerkzeuge sind prozessorientierte Modelle der Dynamik von Biodiversität und Ökosystemen. Er engagiert sich auch an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik, unter anderem als Autor verschiedener Berichte des Weltbiodiversitäts- und des Weltklimarates. Am binationalen EMSAfrica findet er gut, wie sich die Arbeit ergänzt: »Wir bringen die Expertise der Ökosystemmodellierung in das Konsortium ein und lernen viel über die Ökologie und Ökosysteme in Südafrika von den Kolleginnen und Kollegen vor Ort.«

thomas.hickler@senckenberg.de

Berichte von IPCC (Weltklimarat) und IPBES (Weltbiodiversitätsrat)

Ökosystemschutz und Klimaschutz müssen gleichberechtigt nebeneinanderstehen, sagt Thomas Hickler. Er sieht da mittlerweile auch Fortschritte. So gibt es den 2021 veröffentlichten Synthesebericht des sehr bekannten Weltklimarats IPCC und des noch nicht so bekannten Weltbiodiversitätsrats IPBES. Hickler hat daran mitgearbeitet.

Eine Kernaussage des Berichts:

»Die Implementierung ambitionierter Maßnahmen zum Schutz, zur Wiederherstellung bzw. der nachhaltigen Nutzung von Land- und Meeresökosystemen nützt sowohl dem Klimaschutz und der Anpassung an die Klimafolgen als auch dem Artenschutz.«

und C3-Büsche der Savanne profitieren stärker vom steigenden CO₂-Gehalt in der Atmosphäre als die C4-Gräser, sodass sie das Gras immer mehr verdrängen. Die Verbuschung ist schon an vielen Stellen zu beobachten und lässt sich kaum mit etwas anderem als dem CO₂-Anstieg erklären.

Seltene Savannenfeuer werden zum Problem

Um die Sache noch schlimmer zu machen, könnte eine positive Rückkopplung dazukommen. Diese hat damit zu tun, dass die Gräser regelmäßige Savannenfeuer brauchen, um sich gegen Bäume und Büsche behaupten zu können. Denn die Feuer verhindern, dass zu viele neue Gehölze nachwachsen, die den Gräsern das Licht wegnehmen würden. Wachsen Büsche und Bäume jedoch schneller, gibt es weniger Gras und damit weniger Nahrung für Feuer. Es brennt seltener, dadurch wachsen noch mehr Gehölze, die noch größere Flächen beschatten. Das ist schlecht für die Gräser und dürfte sich langfristig auch auf die Fauna auswirken, so Hickler: »Wenn die Savanne wegen des CO₂-Düngungseffekts verbuscht, bekommen grasfressende Weidetiere wie Zebras und Rinder ein Problem.«

Der Buschmannhase (*Bunolagus monticularis*) kommt ausschließlich in der Karoo-Wüste Südafrikas an den Ufern von Flüssen vor, die nur jahreszeitabhängig Wasser führen. Bereits heute ist er durch landwirtschaftliche Nutzung aus 60 Prozent seines Lebensraums vertrieben, mit dem fortschreitenden Klimawandel wird er wohl völlig verschwinden.

Foto: Adisha Pramod/alamy.de



Welche Anpassungsstrategien erscheinen sinnvoll, um die CO₂-bedingte Verbuschung aufzuhalten? Hicklers vorläufige Antwort: »Schon heute werden Feuer gelegt, um Savannen und Weideland für Nutztiere offenzuhalten. Solche kontrollierten Brände könnten noch wichtiger werden.« Zudem ist die menschliche Nutzung der Savanne klug zu managen, denn auch zu viel Acker- und Weideland gefährdet die natürlichen Ökosysteme. »Generell werden wir flexibel sein und unsere Strategien fortlaufend an die neusten Forschungserkenntnisse anpassen müssen.« Zumal dem Erhalt von Ökosystemen wie den Savannen im südlichen Afrika nicht nur regionale, sondern globale Bedeutung zukomme, und zwar für den Klimaschutz: »Landökosysteme nehmen global etwa ein Viertel der CO₂-Emissionen auf. Die Erwärmung ohne diesen Service wäre erheblich stärker. Das sollten wir nicht vergessen.«

Guy Midgley sieht gute Chancen für die Savannen, im Klimawandel zu bestehen. »Sie sind sehr widerstands- und anpassungsfähig. Im Laufe ihrer Entstehung haben sie starke Klimaschwankungen durchgemacht und besitzen dadurch eine beträchtliche Resilienz gegen solche Veränderungen. Zudem sind sie in der Lage, sich nach heftigen Dürren wieder zu erholen.« Jedoch gibt es auch seltene Sukkulenten, die empfindlicher auf extreme Dürren reagieren könnten; und lokale endemische Tiere wie den Buschmannhasen, einige Vogelarten oder die Amphibien und Reptilien, denen der Klimawandel stärker zusetzen könnte. ●



Der Autor

Andreas Lorenz-Meyer, Jahrgang 1974, wohnt in der Pfalz und arbeitet seit dreizehn Jahren als freischaffender Journalist mit Schwerpunkt Nachhaltigkeit, Klimakrise, erneuerbare Energien, Digitalisierung. Er veröffentlicht in Tageszeitungen, Fachzeitschriften, Universitäts- und Jugendmagazinen.

andreas.lorenz-meyer@nachhaltige-zukunft.de



In die Pilze!

Ein deutsch-beninisches Team
untersucht die Pilzwelt Westafrikas

von Stefanie Hense

Die Frankfurter Mykologie-Professorin Meike Piepenbring erforscht zusammen mit der Gruppe von Professor Nourou S. Yorou (Universität de Parakou) die Pilzwelt von Benin. Das Ziel ist nicht nur, neue Arten im weitgehend unerforschten Reich der Fungi zu entdecken. Auch neue Zuchtverfahren will das Wissenschaftsteam entwickeln.

Pilze gibt es überall, im Waldboden, auf der menschlichen Haut, in der Tiefsee und womöglich sogar im Weltraum; als Sporen, als fädige Geflechte, als Hutpilze. Sie zersetzen alle Arten organischen Materials, wachsen als Parasiten in oder auf Lebewesen oder gehen Lebenspartnerschaften mit Pflanzen oder – in Flechten – mit Algen und/oder Cyanobakterien ein. Nach dem Reich der Tiere hat das Reich der Pilze wohl die zweitgrößte Artenvielfalt auf unserem Planeten, schätzten Pilzforscher aus London und Berlin 2017 in der Zeitschrift *Microbiology Spectrum*. Zwischen 2,2 und 3,8 Millionen Pilzarten könnte es demnach geben, von denen bis heute nur rund 140 000 bekannt und wissenschaftlich beschrieben sind.

Dass die meisten Pilzarten noch zu entdecken sind, gilt insbesondere für die Tropen Afrikas. Dies weiß die Mykologin Meike Piepenbring: »Wir haben in meiner Arbeitsgruppe an der Goethe-Universität vor zwei Jahren eine Liste aller für Westafrika bekannten Pilze zusammengestellt und veröffentlicht. Darin sind Namen von mehr als 4800 Pilzarten verzeichnet. Wir gehen davon aus, dass diese Aufstellung nicht einmal 15 Prozent der tatsächlich existierenden Arten enthält.« Zusammen mit ihrem Kooperationspartner Nourou Yorou von der Universität de Parakou im westafrikanischen Benin sucht Piepenbring nach unbekanntem Pilzarten. Die Chancen der deutsch-beninischen Arbeitsgruppe stehen nicht schlecht, dort Pilzarten erstmals nachzuweisen – und unbekannte Arten oder gar Gattungen als neu für die Wissenschaft zu beschreiben.

1 Der essbare Pilz *Lactifluus gymnocarpus* wächst in den Baumsavannen der afrikanischen Tropen. Sein Trivialname Kpayenkping-gbèka deutet darauf hin, wo man ihn findet: »Pilze, die unter dem Uapaca-Baum wachsen«.

Nahrungsmittel und Heilpilze

In einem ersten Schritt erfasst das Wissenschaftsteam Pilze, die den Menschen vor Ort bereits bekannt sind. Pilze werden in Benin von der



2 Unterwegs zur Pilzbestimmung: Nourou S. Yorou von der Universität de Parakou.

3 Eine neue Pilzart aus Benin, ein bislang unbekannter Röhrling, von dem selbst mit modernsten molekulargenetischen Methoden bisher weder Art noch Gattung bestimmt werden konnten.

4 Meike Piepenbring unterwegs im Wald mit der Doktorandin Affoussatou Tabé, Universität de Parakou, und dem venezolanischen Doktoranden Miguel Bermúdez.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Pilze können als Fleischersatz eine wichtige Rolle in der Ernährung spielen, zudem werden einige Arten zur Behandlung von Krankheiten genutzt.
- Schätzungen zufolge sind nur knapp fünf Prozent aller Pilzarten wissenschaftlich beschrieben.
- Forscher der Goethe-Universität und der Universität de Parakou klassifizieren in Benin lokal bekannte und neue Pilzarten und entwickeln Techniken, um Speisepilze kultivieren zu können.

Bevölkerung hochgeschätzt und leisten einen wichtigen Beitrag zur Ernährung der Bevölkerung. »Pilze enthalten viel Eiweiß, außerdem D-Vitamine, Mineralien und Spurenelemente«, erläutert die Wissenschaftlerin. »Sie sind deswegen ein möglicher Fleischersatz und eine wertvolle Ergänzung zu Hirse, Maniok und Yams, vor allem, wenn gegen Ende der Trockenzeit die Vorräte verbraucht sind und zu Beginn der Regenzeit die neuen Pflanzen noch nicht geerntet werden können.« Das Wissen über die Nutzung von Pilzen, zum Beispiel als Nahrungsmittel und als Heilpilze, hat in den verschiedenen Volksgruppen von Benin eine lange Tradition und wird vor allem auf dem Land mündlich von den Eltern an ihre Kinder weitergegeben. »Indem wir dieses Wissen dokumentieren, wollen wir es zugleich konservieren. Das ist umso wichtiger, als immer mehr junge Leute in die Städte ziehen, so dass das Wissen verloren geht«, kommentiert Piepenbring.

Die Arbeitskreismitglieder von Yorou sind deshalb in den Dörfern Benins unterwegs und

fragen, welche Pilze die Menschen sammeln und welche Namen sie ihnen geben. Die Ergebnisse dieser als »Ethnomykologie« bezeichneten Forschung gleichen sie mit der mykologischen Klassifikation ab: Zu welcher Gattung, welcher Art gehört ein bestimmter, traditionell genutzter Pilz? Existieren für ihn in verschiedenen Landesteilen möglicherweise unterschiedliche Namen? Sind sich die Volksgruppen über die Eigenschaften einer bestimmten Pilzart einig, oder gilt mancher Pilz im ersten Dorf als essbar und wohlschmeckend, im zweiten Dorf als ungenießbar und im dritten Dorf gar als giftig?

Analyse von Erbgut und Inhaltsstoffen

Finanziert wird das Ende 2020 gestartete Projekt »FunTrAf« (»Diversity and uses of fungi in tropical Africa« – Diversität und Nutzung von Pilzen im tropischen Afrika) vom Bundesforschungsministerium, und für die Ausstattung der Laborräume in Parakou ging im Sommer 2021 ein Container auf die Reise durch die Nordsee und den Atlantischen Ozean. Darin: eine Steril-Werkbank, Kühlschränke, Gefriertruhen, PCR-Geräte zur Vervielfältigung von Erbsubstanz, außerdem Computerausstattung, Glasgeräte und Verbrauchsmaterialien im Wert von 45 000 Euro. Die Universität de Parakou habe Yorou zuvor Räume zur Verfügung gestellt,



Die Autorin

Dr. Stefanie Hense, 51, ist freie Wissenschaftsjournalistin. Nach ihrem Physikstudium und ihrer Promotion absolvierte sie zunächst ein Volontariat bei der FAZ und arbeitete dort als Redakteurin der politischen Nachrichtenredaktion. Heute schreibt sie für die Goethe-Universitätsmedien UniReport und GoetheSpektrum.

stefanie_hense@web.de



Foto: Meike Piepenbring

5

miert«, fährt er fort. »Aus Pilzen aus dem Wald haben wir Zellen in Reinkultur isoliert.« Es folgten eine Reihe von Analysen um herauszufinden, unter welchen Bedingungen sich ein bestimmter Pilz am besten vermehrt: bei welcher Temperatur, bei welchem pH-Wert, bei welcher Luftfeuchtigkeit, möglicherweise unter Zugabe spezieller Mineralien. Außerdem testeten die Forscherinnen und Forscher, ob die Pilze statt auf künstlichen Nährmedien mit Zucker auch auf zerkleinerten Feldfrüchten und Ernteabfällen wachsen: Hirsespelzen, Kartoffeln, anderen stärkehaltige Knollen oder dem Inneren von Maiskolben.

5 Im Pilzlabor der Université de Parakou sieht der Doktorand Azize Boukary nach seinen Pilzkulturen im Kühlschrank. Der war kurz zuvor per Container aus Frankfurt geliefert worden.

6 Dieser grügelbe Pilz wurde 2018 erstmals von Nourou Yorou und seinem Team wissenschaftlich beschrieben. Sie gaben ihm den Namen *Pulveroboletus sokponianus* nach dem beninischen Ökologen Nestor Sokpon.

und durch die Ankunft der Laborausstattung sei ihr klar geworden, dass sie auch die Stromversorgung der Labors verbessern müsse, berichtet Piepenbring. »Nourou hat mir erzählt, dass bei ihnen regelmäßig die Sicherung herausgeflogen ist, sobald jemand bei ihnen den Dampfsterilisator eingeschaltet hat!«

Zur »Geländearbeit«, spricht zum Pilzesammeln im Wald, in der Savanne oder am Straßenrand sind die Mykologinnen und Mykologen aus Frankfurt und Parakou gern gemeinsam unterwegs und profitieren dabei voneinander: vom technischen Equipment und dem wissenschaftlichen Hintergrund der einen genauso wie von der Kenntnis der Pilze, Pflanzen, des Klimas und anderer lokaler Bedingungen der anderen. Und nicht zuletzt: von den Sammel- und Exportgenehmigungen, die die Beniner bei lokalen Behörden einholen. Das Team trägt Exemplare für die Herbarien in Parakou und Frankfurt zusammen und beginnt gemeinsam direkt vor Ort, die Morphologie der Pilze zu untersuchen und zu dokumentieren – nicht zuletzt mithilfe der »gespendeten« Binokulare und Mikroskope. Künftig wollen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Benin auch das Erbgut der Pilze sequenzieren, während die Inhaltsstoffe der gesammelten Pilze in Deutschland analysiert werden, unter anderem mittels Hochdruck-Flüssigkeits-Chromatografie.

Pilze als Fleischersatz

Das Pilzprojekt dient allerdings nicht nur der Grundlagenforschung: Yorou und seine Gruppe suchen nach Wegen, Speisepilze zu kultivieren und damit die Nutzung auszubauen und zu verbessern. »In diesem Teilprojekt entwickeln wir lokal angepasste Techniken, um Speisepilze zu kultivieren«, erläutert Yorou. Es gebe viele einheimische Arten, die bei der lokalen Bevölkerung sehr beliebt seien, und doch habe man noch nie versucht, sie anzubauen.

»Also haben wir für vier heimische Arten Produktionstechniken ausgearbeitet oder opti-

6



Foto: Felix Hampe & Cathrin Manz



Der Täubling *Russula congoana* ist häufig in halboffenen Savannenwäldern zu finden. Obwohl er relativ klein ist, wird er wegen seines milden Geschmacks gerne als Speisepilz gesammelt, zumal er zu Beginn der Regenzeit in großen Mengen Fruchtkörper bildet.

Foto: Felix Hampe & Cathrin Manz

ZUR PERSON



Meike Piepenbring, Jahrgang 1967, studierte Biologie in Köln und Clermont-Ferrand (Frankreich). Nach ihrem Diplom entdeckte sie die Pilze, weshalb sie anschließend in Tübingen sowohl ihre Promotion (1994) als auch ihre Habilitation (1999) im Fach Mykologie ablegte. Den Ruf an die Goethe-Universität erhielt sie 2001 und widmet sich seither der Suche nach unentdeckten tropischen Pilzen in Mittelamerika und Afrika, der Stammesgeschichte bestimmter Pilzgruppen sowie der Pilzvielfalt und ihrer Bedeutung im Taunus oder im Wissenschaftsgarten der Goethe-Universität am Riedberg.

piepenbring@bio.uni-frankfurt.de



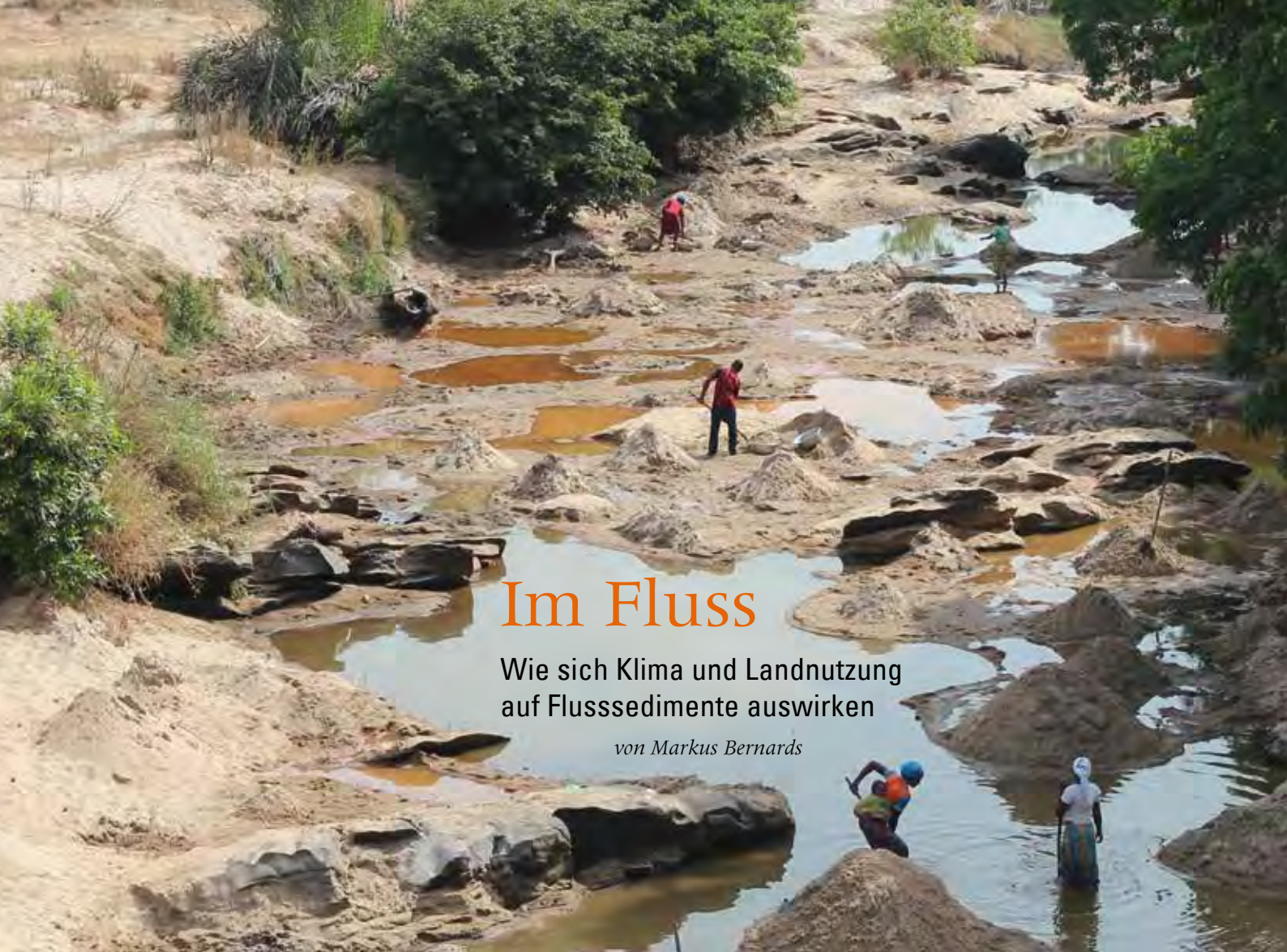
Nourou S. Yorou, Jahrgang 1974, ging nach seinem Studium der Agrarwissenschaft in Abomey-Calavi (Benin) an die Ludwig-Maximilians-Universität München, um sich für seine Promotion mit der Anatomie, Stammesgeschichte und Evolution tropischer Pilze aus der Ordnung Thelephorales zu beschäftigen. Nach seiner Promotion leitete er an der LMU drei Jahre eine Junior-Forschungsgruppe für die Mykologie des tropischen Afrikas. Seitdem er 2014 eine Professur an der Université de Parakou in Benin antrat, gilt sein Interesse nachhaltiger Pilzzucht, den Symbiosen von Pilzen und Pflanzen (Mykorrhizen) sowie dem Erhalt bedrohter Pilzarten und ihrer Partnerpflanzen.

n.s.yorou@gmail.com

Kostenfreie Lizenzen für Landwirte

Die neu entwickelten Techniken sollen durch Patente gegenüber ausländischen Konzernen geschützt werden, so Yorou. Die lokalen Landwirte hingegen sollen kostenfrei Lizenzen erhalten, sobald die Entwicklung abgeschlossen sei. »Damit wollen wir die wirtschaftliche Selbstständigkeit insbesondere von Frauen und Jugendlichen fördern«, betont Yorou. »Unser Ziel ist es, Arbeitslosigkeit, Ernährungsunsicherheit und extreme Armut in den ländlichen Gemeinden von Benin zu verringern.«

Piepenbring legt auf eine Unterscheidung Wert: »Das, was wir als deutsche Forschende in Benin betreiben, ist nicht Entwicklungshilfe, sondern Entwicklungszusammenarbeit.« Viele Deutsche seien der Ansicht, Menschen in afrikanischen Ländern technisch überlegen zu sein, was jedoch nicht stimme. Die Afrikaner verfügten beispielsweise über komplexes Wissen zu Kultivierungs- und Konservierungsmethoden für ihre Nutzpflanzen, ohne dass sie dafür Strom oder fossile Energiequellen brauchten, hat Piepenbring persönlich erlebt. Deswegen sei es ihr wichtig, von ihren Erfahrungen zu berichten, immer wieder junge Leute aus ihrer Arbeitsgruppe nach Benin mitzunehmen und ihnen ein anderes Bild von Afrika zu vermitteln. »Außerdem verfolgen wir mit FunTraF ein übergeordnetes Ziel«, ergänzt sie. »Wir wollen unseren Partner in Benin mit Geräten und Methodenwissen so ausstatten, dass er langfristig selbstständig gute Forschung betreiben und eigene Nachwuchskräfte ausbilden kann. Und dann bringt er die afrikanische Mykologie aus eigener Kraft voran.« ●



Im Fluss

Wie sich Klima und Landnutzung
auf Flusssedimente auswirken

von Markus Bernards

Auf der Suche nach Erfahrungen in den Tropen setzte der Geografiestudent Jürgen Runge das erste Mal in Togo seinen Fuß auf den afrikanischen Kontinent. Aus einem etwas holprigen Start wurde eine große Zuneigung zu Zentral- und Westafrika. Heute ist Runge Direktor des Zentrums für Interdisziplinäre Afrikaforschung an der Goethe-Universität und forscht gemeinsam mit Partnern der Region vor allem zu Landschaftsentwicklung, Flusssedimenten und Klimawandel.

Als Jürgen Runge 1983 nach Togo kam, musste er hungrig ins Bett gehen. Der spätere Afrikaforscher hatte zu dieser Zeit gerade sein Vordiplom in Geografie in der Tasche und wollte ein Praktikum in einem tropischen Land machen; sein Gießener Hochschullehrer hatte ihn nach Westafrika geschickt. Nur mit einiger Mühe war es ihm gelungen, das Gästehaus der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ, heute GIZ) zu finden. Es war schnell dunkel geworden,

der Nachtwächter hatte seinen Dienst bereits angetreten, das Gästehaus leer, irgendwo gackernden Hühner. Es war ein wenig unheimlich. Drinnen traf er immerhin noch eine Mitarbeiterin der GTZ, die ihm aber nur zurief, es täte ihr sehr leid, sie hätten vollkommen vergessen, dass er an diesem Tag ankommen sollte. Schweißüberströmt, des Französischen nur mäßig mächtig und ohne Google Maps – das Internet sollte es erst zehn Jahre später geben – verlebte Runge seine erste Nacht in den Tropen.

Heute ist Jürgen Runge Professor für Geoökologie und Physische Geographie an der Goethe-Universität mit einem Subsahara-Forschungsprofil und Direktor des Zentrums für Interdisziplinäre Afrikaforschung. Der erste, etwas trübsinnige Abend in Westafrika liegt lange hinter ihm, und der »Kulturschock« ist einer großen Zuneigung zu »Afrika« gewichen. »Am nächsten Tag bin ich von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern dann in die Örtlichkeiten eingeführt worden, und wenn ich heute im Flugzeug auf dem Weg nach Togo sitze, freue ich

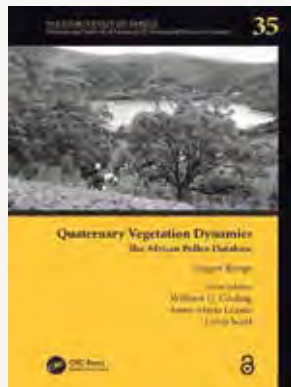
Auch der Abbau von Sand aus Flussbetten wie hier im Fluss Mò in Zentral-Togo verstärkt die Erosion.
Foto: Jürgen Runge



Holzkohle, die diese Frauen auf den Markt tragen, ist in Westafrika der wichtigste Energieträger zum Kochen. Foto: Michele Burgess, alamy.de

Blütenstaub aus der Vorzeit

Pollenkörner bleiben in organischen Sedimenten gut und über lange Zeit erhalten. Weil sie von ganz unterschiedlicher Gestalt sind, können sie den Pflanzen zugeordnet werden, die sie einst freisetzen. Damit lassen sich die Eigenschaften vergangener Landschaften charakterisieren, zum Beispiel ob es sich um geschlossene Wälder handelte oder offenes Grasland. Pollen geben zudem Einblicke in Veränderungen der biologischen Vielfalt und belegen, wie die Vegetation auf klimatische Veränderungen und menschliche Aktivitäten reagiert. Im 35. Band der »Paläoökologie Afrikas«, der erstmals als »Open Access«-Publikation erscheint, werden neue Umweltdaten der niederen Breiten und umfangreiche synthetische Übersichten vorgestellt, die Einblicke in die Vegetationsdynamik während der jüngsten Epoche der Erdgeschichte, des Quartärs, geben, das die vergangenen 2,6 Millionen Jahre umfasst. In dieser Epoche wechselten sich globale Kalt- und Warmzeit ab, und der Mensch begann zum Ende dieser Zeit zunehmend das Land zu nutzen und damit Ökosysteme zu verändern. Ziel des Buches ist es, durch Vergleiche mit der Gegenwart besser zu verstehen, wie und warum sich die Vegetation in der Vergangenheit verändert hat, um dann bessere Voraussagen für künftige Veränderungen der Vegetation und damit der Landschaften treffen zu können.



Herausgeber:innen: Jürgen Runge (Goethe-Universität Frankfurt), William D. Gosling (Universität Amsterdam), Anne-Marie Lézine (CNRS, Paris) und Louis Scott (University of the Free State, Bloemfontein). CRC Press/Routledge, Leiden, Niederlande. 2021
Open Access: <https://www.routledge.com/Palaeoecology-of-Africa/book-series/POA>



Der Geograf Tignoati Kolani untersucht Schwemmböden (Alluvialsedimente) des Flusses Keran, eines Nebenflusses im Oti-Volta-Einzugsgebiet. Foto: Jürgen Runge



mich auf die Fleischspießchen bei der Frau um die Ecke«, lächelt Runge.

Von dem halbjährigen Praktikum, bei dem er Niederungen kartierte, um Potenziale für den Gemüseanbau zu erfassen, brachte er Bodenproben mit nach Deutschland und zeigte sie dem Geomorphologen Prof. Jürgen Hövermann in Göttingen. Der hielt den eingeschweißten Sand gegen das Licht und rief: »Hölle und Verdammnis, das sieht ja aus wie Wüstensand!« Dies traf zwar letztlich nicht zu, es waren »normale« Abtragungssedimente der Hänge, doch »damit hat er mich motiviert, denn endlich interessierte sich jemand wissenschaftlich für das, was ich aus Togo mitgebracht hatte«, meint Runge. Er wechselte nach Göttingen, wo er nach seinem Studium promovierte und sich weiter mit Togo und anderen afrikanischen Ländern beschäftigte, es ging vor allem darum, wie tropische Flüsse über die Zeit Landschaften formen.

Forschung im Flussbett

Im Frühjahr 2022 kommt Jürgen Runge gerade wieder zurück von einer Forschungsreise nach Togo, bei der er zusammen mit seinem Kollegen Dr. Laldja Kankpénandja von der Universität Kara Flussablagerungen untersucht hat. Ein Grundlagenforschungsprojekt, bei dem die Wissenschaftler anhand der Sedimentstrukturen verstehen wollen, wie sich Flüsse in den Tropen entwickeln. Runge: »Häufig tragen die Flüsse dort wegen des heute geringen Gefälles nur wenig Material ab, wir sprechen von Rumpfflächen. Die oberflächennahen Sedimente und der Boden werden über einen sehr langen Zeitraum erodiert und umgelagert, also über 60, 80 oder 100 Millionen Jahre. Zum Vergleich: Das Mittelrheintal ist in den vergangenen 800 000 Jahren entstanden, der Loreley-Felsen ist also erdgeschichtlich vergleichsweise jung.«

Im März, am Ende der Trockenzeit in Westafrika, führen die Flüsse kaum Wasser und die Sedimente sind gut zu erkennen. Zu schaffen machte den Wissenschaftlern allerdings die große Hitze: Wenn die Sonne hoch steht, klettert das Thermometer leicht auf 40 Grad. Runge:

Wir stehen früh auf und verlassen unser Quartier um 5 Uhr morgens. Um 6 Uhr wird es hell, und dann können wir ein paar Stunden intensiv die Sedimente untersuchen, bevor es gegen Mittag unerträglich heiß wird.«

Die Flusssedimente verraten den Wissenschaftlern auch, wann und wie sich das Klima in der Vergangenheit verändert hat – etwa durch Pollenkörner, die in organischen Sedimentablagerungen gut erhalten bleiben können und so unterschiedlich aussehen, dass sie verschiedenen Pflanzenarten zugeordnet werden können (siehe Kasten, Seite 104). Paläoökologie heißt dieses Fachgebiet der Rekonstruktion vergangener Ökosysteme. Eine Forschungsgruppe, in der Jürgen Runge ein Teilprojekt leitete, untersuchte zusammen mit Bodenkundlern, Archäologen und Archäobotanikern in Nigeria und Kamerun die »First Millennium Crisis« Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Auch an den Sedimentschichten lässt sich ablesen, dass das Klima Äquatorialafrikas innerhalb relativ kurzer Zeit erheblich trockener wurde. Runge berichtet: »Anhand der Pollen in den Sedimentschichten können wir erkennen, dass sich die Vegetation damals verändert hat und der Regenwald vielerorts verschwand.« Dies hatte Auswirkungen auf Wanderbewegungen der damals lebenden Menschen,

Jürgen Runge untersucht geologische Strukturen bei Défalé in der Region Kara, Togo.
Foto: Tignoati Kolani

ZUR PERSON



Jürgen Runge, Jahrgang 1962, studierte Geografie, Bodenkunde, Geologie und Botanik in Gießen sowie Geografie, Botanik, Tropische Agrar- und Forstwissenschaft in Göttingen, wo er mit dem Diplom in Physischer Geographie abschloss. 1989 promovierter er dort, habilitierte sich 2000 an der Universität Paderborn über Zentralafrika und wurde im selben Jahr als Professor für Geoökologie und Physische Geografie mit dem regionalen Schwerpunkt »Afrika südlich der Sahara« an die Goethe-Universität berufen. Von 2007 bis 2010 arbeitete er als Projektleiter für die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ, heute GIZ) in der Zentralafrikanischen Republik. 2003 war er Gründungsdirektor des Zentrums für Interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF), dem er mit Unterbrechungen seit 2013 wieder vorsteht. Jürgen Runge organisiert Sommer Schulen und Workshops zur Fortbildung von Forst- und Umweltexperten (<https://www.giz.de/akademie/de/html/59600.html>), die eine nachhaltige Waldbewirtschaftung des Kongobeckens sicherstellen sollen.

jrunge@em.uni-frankfurt.de

denn der undurchdringliche Regenwald war zur lichten Savanne geworden, durch die sie leichter nach Süden vordringen konnten. An der Verbreitung ihrer Sprache Bantu in weiten Teilen des mittleren und südlichen Afrikas lässt sich das heute noch erkennen, denn ursprünglich stammt Bantu aus dem Gebiet des heutigen Nigerias nördlich des tropischen Regenwalds. Diesen »ökologischen Determinismus« hält Runge zumindest für sehr wahrscheinlich.

Wenn Flüsse die Landschaft zerschneiden

Später breitete sich der Regenwald wieder aus, und heute ist es der menschengemachte Klimawandel, der dem Wald zu schaffen macht. Die angewandte Forschung dazu, welche Folgen Klimawandel und Landnutzung der wachsenden Bevölkerung in Westafrika haben, die Nachhaltigkeitsforschung also, ist Runge's zweites Forschungsstandbein. Hier arbeitet er zusammen

mit seinem Frankfurter Team in einem Netzwerk von Wissenschaftlern aus Benin, Burkina Faso, Kamerun, Côte d'Ivoire und natürlich Togo. Sie forschen daran, wie Verkehrsverbindungen ökologisch nachhaltig gestaltet werden können, wie unkontrollierte Landnutzung oder Holzkohlegewinnung dem Vordringen der Savanne in den Wald Vorschub leisten oder wie sich Kulturen von Yams, Mais, Reis, Hirse und Perlhirse unter sich ändernden Niederschlagsmengen verhalten.

Auch die Flüsse reagieren empfindlich, weiß Runge: »Landnutzung und Holzkohlegewinnung reduzieren den Wald von den Rändern her. Der Schwund des Waldes ist in Zentralafrika zwar etwas weniger dramatisch als in Brasilien, wo riesige Regenwaldflächen systematisch abgeholzt werden. Doch auch hier wird der Wald weniger und kann dadurch weniger Wasser zurückhalten.« Zusammen mit dem nicht mehr durch ein dichtes Blätterdach gebremsten Tropfenaufschlag der heftigen Regenfälle steige die Bodenerosion, und die Flüsse tragen den Boden in Form von Schwebstoffen mit sich fort. Die Folgen: »Flüsse werden viel breiter, was man zuweilen an Brücken aus der Kolonialzeit sehen kann, die komplett umspült werden. Gleichzeitig bilden die Schwebstoffe neue Inseln im Flussbett. Große Flächen des landwirtschaftlich produktiven

Landes werden zerschnitten und unbrauchbar für die Nahrungsmittelproduktion.« Stauseen müssen daher häufiger ausgebaggert werden. An anderen Stellen kann der übermäßige Abbau von Sand durch die Bevölkerung die Erosion an den Flussrändern verstärken.

Nachhaltige Forstwirtschaft schützt vor Erosion

Den Schutz des Waldes, der so wichtig ist für den Erhalt des Bodens, hat sich die Zentralafrikanische Waldkommission COMIFAC auf die Fahnen geschrieben, ein überstaatliches Organ zur nachhaltigen Nutzung der Wald- und Savannenökosysteme im Kongobecken. Sie braucht ausgebildete Fachleute im Forst- und Umweltbereich, und Runge veranstaltet in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) und weiteren Partnern Sommerschulen für COMIFAC-Dozenten, in die Wissenschaftler:innen aus zahlreichen west- und zentralafrikanischen Ländern eingebunden sind. Das Ziel ist es, die bedeutende Biodiversität und die große Kohlendioxid-Speicherkapazität vor allem des tropischen Regenwalds zu erhalten.

Mehr Studierende aus Afrika!

Das Thema Klimawandel macht einmal mehr deutlich, wie sehr Europa und Afrika eigentlich aufeinander angewiesen sind. Runge wünscht sich dementsprechend einen viel intensiveren Austausch zwischen Deutschland und den Ländern des afrikanischen Kontinents. »Auch bei uns an der Goethe-Universität ist da noch Luft nach oben«, findet Runge. »Von unseren 45 000 Studierenden kommen nur vielleicht 500 aus Afrika, die Mehrzahl von ihnen aus dem Maghreb. Dabei hat Afrika südlich der Sahara ein ungeheures Potenzial an wissbegierigen und gebildeten jungen Menschen. Sollen die alle nach China oder Malaysia gehen?«

Doch auch deutsche Studierende sind heute eher zögerlich, für ein Praktikum oder eine Abschlussarbeit ein paar Monate allein in Zentral- oder Westafrika zu verbringen, ohne »Reiseführung« durch den Professor. Doch nur so könne man Menschen, Kultur und Natur kennenlernen, sagt Runge. »Die Infrastruktur ist vielerorts nicht so gut, und manchmal hängt man halt tagelang irgendwo fest und kommt nicht weiter. Aber ich finde es toll, wenn man dann oft bei den Menschen eingeladen wird und mitbekommt, wie sie leben. Um wirklich Kontakte herzustellen, reichen Videokonferenzen nicht aus. Man muss sich die Hand schütteln können, gemeinsam essen und ein Bier trinken. Es gibt immer ein bisschen Chaos, darauf muss man sich einlassen, doch man entschleunigt dort unten sehr.« Vielleicht ist es auch das, was West- und Zentralafrika so anziehend macht. ●

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Sedimentschichten in zentral- und westafrikanischen Flüssen zeigen, dass es vor rund 2500 Jahren in Äquatorialafrika eine ausgeprägte Trockenzeit gab, während der große Teile des Regenwalds Savannen gewichen sind.
- Wenn der tropische Wald durch Holzkohleproduktion, Umwandlung in Landwirtschaftsfläche und womöglich künftig durch den Klimawandel weniger wird, steigt die Erosion.
- Die Ausbildung von Forstwirten und Umweltexperten durch die Zentralafrikanische Waldkommission soll zum Erhalt des Regenwalds und dessen nachhaltiger Nutzung beitragen.

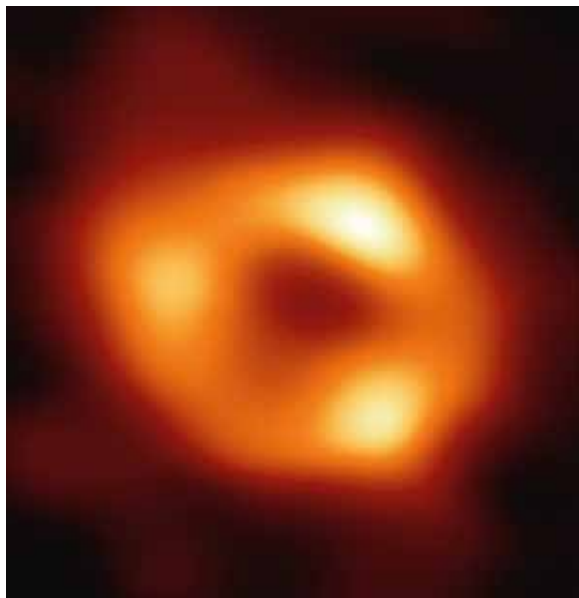
Der Autor

Dr. Markus Bernards
bernards@em.uni-frankfurt.de

(siehe Seite 91)

Erstes Bild vom Schwarzen Loch in Zentrum der Milchstraße

Theoretische Physiker der Goethe-Universität Frankfurt waren entscheidend bei der Interpretation der Daten beteiligt, die von einem weltumspannenden Netz von Radioteleskopen stammten. Diese Daten ermöglichten die Veröffentlichung des ersten Bildes vom Schwarzen Loch im Zentrum unserer Milchstraße durch die internationale Forschungskollaboration »Event Horizon



Das Schwarze Loch »Sgr A*« bildet das Zentrum unserer Milchstraße. Bild: EHT-Kollaboration

Telescope (EHT)«. Mit dem Bild zeigten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, dass es sich bei dem Objekt tatsächlich um ein Schwarzes Loch handelt. Gleichzeitig geben die Forschungsergebnisse Hinweise auf die Funktionsweise solcher supermassiver Schwarzer Löcher, die sich wahrscheinlich in den Zentren der meisten Galaxien befinden.

Obwohl wir das Schwarze Loch selbst nicht sehen können, leuchtet das Gas um es herum auf charakteristische Weise: Das Bild von »Sgr A*« zeigt eine dunkle zentrale Region, den Schatten des Schwarzen Lochs, der von einem hellen, ringförmigen Muster umgeben ist. Dies ist das Licht, das durch die ungeheure Schwerkraft des Schwarzen Lochs abgelenkt wird – das Schwarze Loch hat vier Millionen Mal so viel Masse wie unsere Sonne.

Die gewaltigen Mengen an Daten, die aus den Beobachtungen gewonnen wurden, mussten physiktheoretisch interpretiert werden – eine Aufgabe, der sich ein Forschungsteam um den theoretischen Astrophysiker Luciano Rezzolla von der Goethe-Universität widmete. Die Forscherinnen und Forscher simulierten in Supercomputern anhand der bekannten Informationen über Sgr A*, wie ein Schwarzes Loch in einer Betrachtung durch das EHT aussehen könnte. Auf diese Weise generierten sie Millionen verschiedener Bilder. Die Bilddatenbank verglichen sie mit den Tausenden verschiedenen Bildern, die aus den EHT-Beobachtungen gewonnen wurden, und konnten daraus die Eigenschaften von Sgr A* ableiten.

Das Bild von Sgr A* ist nach dem Bild des Schwarzen Lochs M87* im Zentrum der Galaxie Messier 87 das zweite Bild eines Schwarzen Lochs, das durch die EHT-Kollaboration gemacht werden konnte.

<https://tinygu.de/SagittariusA>

Pandemie: Mehr Zombie-Unternehmen

Die Coronapandemie hat eine kurze, aber heftige Rezession ausgelöst, die Staaten auf der ganzen Welt mit Hilfsprogrammen insbesondere für kleine Unternehmen abzufedern versuchten. Wurden die staatlichen Hilfen jedoch gezahlt, ohne die Bedürftigkeit der Unternehmen zu prüfen, hielten sich in der Folge auch solche Unternehmen am Markt, für die ein Bankrott die bessere Alternative gewesen wäre. Zu diesem Ergebnis kommt ein Working Paper des Leibniz-Instituts für Finanzmarktforschung SAFE anhand einer Analyse des US-amerikanischen Coronahilfsprogramms »Paycheck Protection Program« (PPP).

Die SAFE-Analyse vergleicht das PPP, das Staatshilfen nach dem Gießkannenprinzip verteilte, mit einem hypothetischen Szenario, in dem die Hilfen zielgerichteter an Unternehmen gezahlt werden. »In beiden Szenarien wäre der Prozentsatz der geretteten Unternehmen etwa vergleichbar. Allerdings läge der Anteil der Zombie-Unternehmen, die durch die Programme künstlich am Markt gehalten wurden, im Fall gezielter Hilfszahlungen bei lediglich 1,3 Prozent – verglichen mit 16,6 Prozent infolge des PPP«, sagt Leo Kaas, SAFE Fellow sowie Professor für und Arbeitsmärkte, Goethe-Universität, und einer der Autoren des Working Paper.

Demnach verhinderte das PPP zu Beginn der Pandemie 35 Prozent aller Geschäftsaufösungen bei kleinen US-Unternehmen, verbesserte dadurch aber weder die gesamtwirtschaftliche Produktion noch die Beschäftigungslage, so Kaas. Die Gründe: Die staatlichen Hilfen retteten vorwiegend kleine, unproduktivere Unternehmen, und das PPP führt oft dazu, dass Arbeitskräfte bei diesen Unternehmen blieben, statt zu produktiveren Unternehmen abzuwandern. <https://tinygu.de/ZombieUnternehmen>

Asiatischer Monsun schickt Eiswolken

Der asiatische Monsun befördert gewaltige Mengen Luft von erdnahen Schichten der Atmosphäre bis in rund 15 Kilometer Höhe. Wie in einem riesigen Fahrstuhl gelangen so auch Luftschadstoffe, die durch menschliche Aktivitäten entstehen, in die obere Troposphäre. Ein Wissenschaftsteam des CLOUD-Konsortiums (Cosmics Leaving Outdoor Droplets), darunter Atmosphärenforscherinnen und Atmosphärenforscher der Goethe-Universität Frankfurt, haben die dort herrschenden Bedingungen in ihrer Experimentierkammer am Teilchenbeschleunigerzentrum CERN in Genf nachgestellt, einschließlich der kosmischen Höhenstrahlung.

Dabei fanden sie heraus, dass sich aus Ammoniak, Salpetersäure und Schwefelsäure bis zu 100-mal mehr Aerosol-Partikel bilden als bei Anwesenheit von lediglich zwei dieser Substanzen. Diese Partikel stehen dann einerseits als Kondensationskeime für flüssige Wassertröpfchen in Wolken zur Verfügung, andererseits als feste Keime für reine Eiswolken, die in der Fachsprache als Zirren bezeichnet werden. Außerdem stellte das Wissenschaftsteam fest, dass sich mit den Drei-Komponenten-Partikeln Eiswolken schon



Luftschadstoffe bilden die Kondensationskeime für Eiswolken oder Zirren (hier: *Cirrus spissatus*). Foto: Joachim Curtius

bei einer geringeren Wasserdampf-Übersättigung bilden als bisher erwartet. Das heißt, die Eiswolken entstehen bereits unter Bedingungen, von denen die Atmosphärenforscherinnen und -forscher weltweit bisher annahmen, dass sie nicht zur Zirrenbildung

führen. Mit globalen Modellrechnungen zeige das CLOUD-Forschungsteam weiterhin, dass sich die Wolkenkeime innerhalb von wenigen Tagen über große Teile der Nordhalbkugel verteilen können.

»Das Experiment in der CLOUD-Kammer war eine Reaktion auf die Ergebnisse von Messkampagnen über Asien. Diese Kampagnen haben gezeigt, dass dort während des Monsuns in der oberen Troposphäre Ammoniak vorhanden ist«, erläutert CLOUD-Mitglied Prof. Joachim Curtius von der Goethe-Universität. »Zuvor hatte man immer angenommen, dass Ammoniak aufgrund seiner Wasserlöslichkeit aus den aufsteigenden Luftmassen ausgespült wird, bevor er die obere Troposphäre erreicht.« Wie nun das Experiment der CLOUD-Forscher belegt, ist der Ammoniak eine entscheidende Zutat für eine verstärkte Wolkenbildung. Die Ammoniak-Emissionen in Asien stammen überwiegend aus der Landwirtschaft. Weltweit werden Vorgänge zum Klimafaktor Wolken erforscht, um Klimamodelle verbessern zu können.

<https://tinygu.de/Eiswolken>

Resistenz bei Krebstherapie

Im Rahmen des LOEWE-Zentrums Frankfurt Cancer Institute (FCI) konnte die Gruppe von Prof. Florian Greten vom Georg-Speyer-Haus in Kooperation mit Prof. Claus Rödel und Prof. Emmanouil Fokas aus der Klinik für Strahlentherapie und Onkologie einen neuen Resistenzmechanismus für die Therapie des Enddarmkarzinoms identifizieren. Ausgehend von Patientenproben aus dem Universitätsklinikum Frankfurt konnte im Labor und in präklinischen Modellen gezeigt werden, dass nicht in erster Linie die Tumorzellen selbst, sondern die umgebenden entzündlich veränderten Bindegewebszellen das Ansprechen auf eine Strahlentherapie wesentlich beeinflussen. Wenn der entzündungsfördernde Botenstoff IL-1a gehemmt wurde, konnten die Veränderungen aufgehoben und der Krebs wieder durch Bestrahlung angreifbar gemacht werden. Ein Rezeptor im Blutserum stellte sich als guter Prognosemarker für das Ansprechen die Therapie heraus.

<https://tinygu.de/Enddarmkrebs>

Vertrauen in die Polizei

Das Vertrauen, das Immigrantinnen und Immigranten in Europa in die Polizei setzen, steht im Fokus einer Studie von Christian Czymara von der Goethe-Universität und Jeffrey Mitchell von der Universität Umeå (Schweden). Die beiden Sozialwissenschaftler analysierten die Daten von knapp 20000 Immigrantinnen und Immigranten aus 22 europäischen Ländern aus den Jahren 2006 bis 2019. Diese Daten, die aus dem European Social Survey stammen, zeigen, dass das Vertrauen in die Polizei unter Eingewanderten im Durchschnitt zwar höher ist als bei Einheimischen. Allerdings sinkt das Vertrauen tendenziell, je länger die Menschen bereits im Zielland leben.

Die Erklärungsansätze der Autoren: Erstens verblasse die Erinnerung an das Herkunftsland und die Zustände dort. Der Kontrast zwischen Herkunfts- und Zielland ist besonders relevant für Menschen, die aus Ländern mit einem geringeren Grad an Rechtsstaatlichkeit in ein rechtsstaatlich weit entwickeltes Land eingewandert sind. Zweitens würden Menschen in ihrer neuen



Das Vertrauen von Migrantinnen und Migranten in die Polizei sinkt oft mit der Dauer des Aufenthalts. Foto: Pradeep Thomas Thundiyil/Shutterstock

Umgebung häufig Diskriminierungserfahrungen machen, insbesondere diejenigen, die dort zu einer ethnischen Minderheit gehören. Außerdem machen Vergleiche zwischen den europäischen Ländern deutlich, dass das Vertrauen dort im Durchschnitt geringer ausgeprägt ist, wo es mehr Polizeikräfte gibt – zum Beispiel in Zypern, Kroatien und Griechenland. Die Autoren ziehen den Schluss, dass das Vertrauen in die Polizei offenbar kaum allein durch die Größe der Polizei gestärkt werden kann, sondern eher über eine Verminderung von Diskriminierungserfahrungen. <https://tinygu.de/Polizei>

Studie: Frauen sind in Wirtschaftswissenschaften weltweit unterrepräsentiert

In vielen akademischen Berufen sind Frauen nach wie vor unterrepräsentiert. Dass dies auch in den Wirtschaftswissenschaften der Fall ist, zeigt eine Studie des Ökonomen Prof. Guido Friebel von der Goethe-Universität und seines Teams in Kooperation mit der Toulouse School of Economics. Insbesondere in hohen Positionen und an besonders forschungsstarken Hochschulen haben Frauen es schwer.

Insgesamt flossen in die Studie die Daten von 238 Universitäten und Business Schools weltweit ein, die Anzahl der involvierten Personen betrug mehr als 34.000. Die anschließende Analyse ergab, dass in den USA nur 20 Prozent der leitenden Positionen, also Professuren, weiblich besetzt sind, während es in Europa immerhin 27 Prozent sind. Weltweit liegt der Durchschnitt hier bei 25 Prozent. Im Nachwuchsbereich sind an US-amerikanischen Einrichtungen 32 Prozent der Stellen mit Frauen besetzt, in Europa 38 Prozent. Weltweit liegt hier die Quote bei 37 Prozent. Kein Grund für alle europäischen Länder, sich in Sachen Frauenförderung aus-

zuruhen oder gar stolz in die Brust zu werfen: »Die guten Zahlen verdanken sich mal wieder den skandinavischen Ländern, aber auch Spanien, Frankreich und Italien«, erläutert Friebel, der vom schlechten Abschneiden der USA überrascht war. Überraschend war für ihn auch, dass gerade an besonders forschungsstarken Institutionen wenig Frauen arbeiten, auch hier fällt der Frauennachteil in den USA deutlicher aus als in Europa.

Das Ungleichgewicht kann unterschiedliche Wurzeln haben, wie die Studie zeigt. Indem man die Zahlen mit bereits vorliegenden statistischen Erkenntnissen korreliert, zeigt sich ein enger Zusammenhang mit in der jeweiligen Gesellschaft vorherrschenden allgemeinen Einstellungen. Die Organisationskultur der jeweiligen Hochschule, institutionelle Regelungen, aber auch das Verhalten der Frauen und Männer in den Wirtschaftswissenschaften sind weitere Faktoren.

Für Deutschland sieht Friebel einen Grund für die Unterrepräsentanz von Frauen darin, dass freiwerdende Professuren oft mit der-



Der Wirtschaftsnobelpreis ging seit 1969 an zwei Frauen, Elinor Ostrom (2009, Bild) und Esther Duflo (2019) – und an 89 Männer.

Foto: Holger Motzkau, Wikipedia/Wikimedia Commons

selben Widmung wieder ausgeschrieben werden, die eher den Forschungsvorlieben der Männer entgegenkommt. Frauen seien seltener in der Makroökonomie oder der Wirtschaftstheorie unterwegs, dafür eher in Entwicklungsökonomie, Gesundheit, Arbeit, Organisationen – Bereiche, die ohnehin gestärkt werden müssten.

<https://tinygu.de/Wirtschaftswissenschaftlerinnen>

Entwicklung von Bio-Produkten

Bereits während der Entwicklung neuer Bio-Produkte lässt sich abschätzen, ob Risiken für die spätere Freisetzung giftiger Substanzen bestehen. Das zeigt eine Proof-of-Concept-Studie unter Federführung der Goethe-Universität Frankfurt und der RWTH Aachen. In der Studie wurde die Toxizität nachhaltiger Biotenside etwa für Bio-Shampoos und einer neuen Technologie zum sparsamen Einsatz von Pflanzenschutzmitteln mit einem kombinierten Verfahren aus Computerberechnungen und Experimenten untersucht. Die Studie ist ein erster Schritt in Richtung einer ökotoxikologisch abgesicherten Bioökonomie, die nachhaltige Ressourcen und Prozesse nutzt, um Umweltbelastungen deutlich zu reduzieren. Seitens der Goethe-Universität wurde die Studie im interdisziplinären Projekt »GreenToxiConomy« von Prof. Henner Hollert und Dr. Sarah Johann von der Abteilung Evolutionsökologie und Umwelttoxikologie betreut.

<https://tinygu.de/Bioproducte>

Lesezentrum im Gehirn bildet Wortfilter

Wörter zu erkennen ist die Grundlage, um die Bedeutung eines Textes zu erfassen. Wenn wir lesen, bewegen wir unsere Augen sehr effizient und schnell von Wort zu Wort. Dieser Lesefluss wird in der Regel nur dann gestört, wenn wir einem Wort begegnen, das wir nicht kennen. Ein Team von Forscherinnen und Forschern der Goethe-Universität und der Universität Wien hat nun in Experimenten mithilfe funktioneller Magnetresonanztomografie (fMRT) herausgefunden, dass die Unterscheidung von bekannten Wörtern und unbekanntem Zeichenketten im Sinne eines Filterprozesses ein gutes Modell für die Hirnaktivierungsmuster ist, die in Lese- studien beobachtet werden. Dieser Filter ist in einem für die visuelle Worterkennung wichtigen Gehirnareal, im linken unteren Schläfenlappen, verortet. Die Studie wurde von Prof. Christian Fiebach vom Institut für Psychologie der Goethe-Universität geleitet.

<https://tinygu.de/Wortfilter>

Erforschung politischer Gewalt

Welchen Effekt haben globale Entwicklungen wie Technologisierung und Klimawandel auf politische Gewalt? Wie kann politische Gewalt von internationalen Institutionen begrenzt oder aber legitimiert werden? Wie wird sie gedeutet und gerechtfertigt? Diesen Fragen widmet sich das interdisziplinäre Verbundprojekt »Regionales Forschungszentrum – Transformations of Political Violence (TraCe)«, in dem fünf hessische Forschungsinstitute zusammenarbeiten: das Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK), die Goethe-Universität Frankfurt, die Justus-Liebig-Universität Gießen, die Philipps-Universität Marburg und die Technische Universität Darmstadt. Das Verbundprojekt wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) mit 5,2 Millionen Euro gefördert. Seitens der Goethe-Universität sind Prof. Astrid Erll, Prof. Hanna Pfeifer, Prof. Constantin Ruhe und Prof. Lisbeth Zimmermann beteiligt.

<https://tinygu.de/PolitischeGewalt>

Die Wurzeln von #BlackLivesMatter

Nicht erst seit dem Tod von George Floyd formiert sich massiver Widerstand gegen Polizeigewalt auf US-amerikanischen Straßen, die sich gegen Afroamerikaner richtet. Die 2013 gegründete Bewegung #BlackLivesMatter erfährt weltweit breite Unterstützung. Eine neue Forschungsgruppe unter Leitung des Amerikanisten Prof. Simon Wendt untersucht nun die Vorläufer dieser Bewegung im 20. Jahrhundert und fragt nach den Erfolgen und Auswirkungen von Black Power.

In den vergangenen 20 Jahren ist das Interesse der Geschichtswissenschaften am Thema Black Power gewachsen. Dennoch gibt es nach wie vor viele historiografische Lücken. Einige davon soll die neue Forschungsgruppe schließen helfen. Die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wollen einen neuen Blick auf die Black-Power-Bewegung werfen, um deren Einfluss auf die amerikanische Demokratie und die damit verbundenen Werte besser zu verstehen.

»Die 1960er und 1970er Jahre haben die Debatten über Rassismus und Demokratie tiefgreifend beeinflusst – bis heute. Wir wollen uns in diesem Zusammenhang die weni-



Eine Forschungsgruppe an der Goethe-Universität nimmt die historischen Vorläufer der #BlackLivesMatter-Bewegung in den Blick. Foto: ryanbphotography/Shutterstock

ger bekannten Black-Power-Gruppierungen sowie vernachlässigte Themen betrachten und damit das Ringen zwischen konkurrierenden Idealen der US-Demokratie und ihre langfristigen Auswirkungen sichtbar machen«, erklärt Wendt. Dabei soll insbesondere die Geschlechter-, Sozial-, Geistes- und Politikgeschichte miteinander verbunden werden. Wie hat sich der antirassistische Kampf der Black-Power-Bewegung auf Vorstellungen einer gerechten und demokratischen Gesellschaft ausgewirkt?

In einem Projekt der Forschungsgruppe geht es um die Spannungen zwischen Black-Power-Bewegung und Gay-Liberation-Bewegung und um deren Zusammenarbeit. Inwiefern haben die unterschiedlichen Auffassungen darüber, wie eine gerechte und demokratische Nation aussehen sollte, das Streben der beiden Bewegungen nach vollständiger Gleichberechtigung gefördert oder behindert? Ein weiteres Projekt untersucht die zeitgenössische Kritik an der

Black-Power-Bewegung und analysiert deren Argumentation, um zu erkennen, wie Debatten über Rassismus das Verständnis verschiedener gesellschaftlicher Gruppen von Demokratie prägten. Das dritte Projekt zeichnet die Geschichte der National Black United Front nach, einer afroamerikanischen Organisation, die 1980 von ehemaligen Black-Power-Aktivisten in New York gegründet wurde.

<https://tinygu.de/Polizeigewalt>

Neuartige Kristalle für Computerelektronik der Zukunft



Neuartige Materialien sollen den Stromverbrauch elektronischer Elemente minimieren. Foto: raigvi/Shutterstock

Heutige Computer sind zwar schon sehr schnell, aber sie verbrauchen auch große Mengen an Strom. Schon seit einigen Jahren macht eine neue Technologie von sich reden, die zwar noch in den Startlöchern steht, aber eines Tages die Computertechnik revolutionieren könnte – die Spintronik. Der Name ist ein Kunstwort aus »Spin« und »Elektronik«, denn bei diesen Komponenten fließen keine Elektronen mehr durch die Computerchips, sondern nur noch der Spin der Elektronen dient als Informationsträger. Ein Forschungsteam unter Beteiligung der Goethe-Universität Frankfurt hat nun Mate-

rialien identifiziert, die überraschend positive Eigenschaften für die Spintronik aufweisen.

Vor allem Kristalle mit Atomen aus der Reihe der seltenen Erden gelten als interessante Kandidaten für die Spintronik, da diese vergleichsweise schweren Atome starke magnetische Momente aufweisen. Zu den Seltenerd-Metallen zählen Elemente wie Praseodym oder Neodym, die auch in der Magnettechnik zum Einsatz kommen. Insgesamt sieben Materialien mit unterschiedlichen Seltenerd-Atomen, von Praseodym bis Holmium, hat das Forschungsteam nun untersucht.

»Die wichtigste Erkenntnis ist, dass in den von uns gezüchteten Kristallen die Seltenerd-Atome sehr schnell miteinander magnetisch reagieren und dass sich die Stärke dieser Reaktion durch die Wahl der Atome gezielt einstellen lässt«, sagt Cornelius Krellner, Professor für Experimentalphysik an der Goethe-Universität. Das eröffnet den Weg zu weiteren Optimierungen, denn noch ist die Spintronik reine Grundlagenforschung. <https://tinygu.de/Spintronik>

Biobatterie mit Bakterien

Ein Team von Mikrobiologen der Goethe-Universität unter Leitung von Prof. Volker Müller hat in Bakterien, die unter Luftabschluss leben, ein Enzym gefunden, das Wasserstoff direkt an CO₂ bindet und damit Ameisensäure herstellt. Dieser Prozess ist vollkommen reversibel, eine Grundvoraussetzung für eine Wasserstoffspeicherung. Fabian Schwarz, der im Labor von Prof. Müller seine Doktorarbeit zu diesem Thema geschrieben hat, ist die Entwicklung eines Bioreaktors gelungen, der über mehrere Wochen Wasserstoff speichern und wieder abgeben kann. Schwarz fütterte die Bakterien acht Stunden mit Wasserstoff und setzte sie dann während einer 16-stündigen Nachtphase auf eine Wasserstoff-Diät. Die Bakterien gaben den Wasserstoff daraufhin vollständig wieder frei. Der Bioreaktor dient als Modell einer möglichen bakteriellen Wasserstoffspeicherung für kommunale oder häusliche Biobatterien der Zukunft.

<https://tinygu.de/Biobatterie>

Widerlegt: Lipidbotenstoffe sind nicht an Entzündungsauflösung beteiligt

Entzündungen entspringen einer aktiven Abwehrreaktion unseres Immunsystems. Einst wurde angenommen, das Abklingen der Entzündung sei ein passiver Prozess, weil die beteiligten Immunzellen nach getaner Arbeit allmählich absterben oder abwandern. Heute wissen wir, dass unser Körper auch das Abklingen aktiv steuert. Doch entgegen einem seit fast 30 Jahren propagierten Konzept werden Entzündungen offenbar nicht aktiv mit spezialisierten Lipiden beendet, die unser Körper aus mehrfach ungesättigten Omega-3-Fettsäuren bildet. Seit der Entdeckung »spezialisierte entzündungsauflösender Mediatoren (SPMs)« im Jahr 1984 gaben SPMs einer weltweit immer größer werdenden Gruppe von »Resolutio-nisten« Anlass zu der Hoffnung, eines Tages mit synthetischen »Entzündungsauflösern« (Resolvinen) therapeutisch in entzündliche Prozesse eingreifen zu können.

Tatsächlich zeigte eine Doktorarbeit am 2017 etablierten Graduiertenkolleg AVE der Goethe-Universität, dass entzündungsauflösende Immunzellen (Makrophagen) die beiden Enzyme bilden, die für die Herstellung



Entzündungen lösen sich wohl nicht so auf wie lange vermutet. Foto: staras/Shutterstock

von SPMs notwendig sind. Allerdings konnten erst unter nichtphysiologischen Bedingungen winzige Mengen von SPMs nachgewiesen werden. Ein weiteres Verdachtsmoment ergab sich zum Beispiel durch frühere Arbeiten über SPM-Rezeptoren von Prof. Stefan Offermanns, der Projektleiter im

an der Goethe-Universität verankerten Sonderforschungsbereich »Krankheitsrelevante Signaltransduktion durch Fettsäurederivate und Sphingolipide« ist.

Ausgehend von diesen Befunden durchforstete ein internationales Forschungsteam um Prof. Dieter Steinhilber vom Institut für Pharmazeutische Chemie der Goethe-Universität alle bisher erschienenen Publikationen zum Thema SPMs. Dieses Review bestätigte ihre Dekonstruktion des SPM-Konzeptes: Menschliche Leukozyten, zu denen auch Makrophagen gehören, können bestenfalls geringe Mengen an SPMs synthetisieren. Diese Mengen sind so winzig, dass sie auch mit modernster Analytik nicht verlässlich zu quantifizieren sind. Die SPM-Synthese steht weder im Zusammenhang mit dem Abklingen einer Entzündungsreaktion noch mit einer gezielten Zufuhr mehrfach ungesättigter Omega-3-Fettsäuren. SPM-Rezeptoren sind bisher nicht valide nachgewiesen worden. Es müsse, so Steinhilber, einen anderen Mechanismus der Entzündungsauflösung geben.

<https://tinygu.de/Entzuendung>

Basis für neue Antibiotika-Klasse

Wie sich Bakterien an ihre Wirtszellen anheften, haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Universitätsklinikum Frankfurt und der Goethe-Universität in Kollaboration mit anderen Forschern unter der Leitung von Prof. Volkhard Kempf anhand des humanpathogenen Bakteriums *Bartonella henselae* aufgeklärt. Die bakterielle Anheftung kann auf die Interaktion einer bestimmten Adhäsins-Klasse – den sogenannten »trimeren Autotransporter-Adhäsinen« – mit dem im menschlichen Gewebe häufig vorkommenden Protein Fibronectin zurückgeführt werden. Bei Adhäsinen handelt es sich um bakterielle Oberflächenkomponenten, die es dem Erreger ermöglichen, sich an die biologischen Strukturen des Wirts anzuheften. Die hier als entscheidend identifizierte Adhäsins-Klasse kommt auch in vielen anderen humanpathogenen Bakterien, so zum Beispiel dem multiresistenten *Acinetobacter baumannii* vor.

<https://tinygu.de/BakterienAnheftung>

Wie das Gehirn Geräusche filtert

Fledermäuse sind berühmt für ihre Echo-Navigation: Sie orientieren sich über ihr äußerst empfindliches Gehör, indem sie Ultraschall-Laute ausstoßen und anhand der Schall-Reflexionen ein Bild ihrer Umwelt erhalten: Fledermäuse leben in einer Hörwelt. Um herauszufinden, wie die Brillenblattnasen besonders wichtige Signale aus der Klangfülle herausfiltern, zum Beispiel Warnrufe von Artgenossen, Isolationsrufe von Fledermausbabys oder auch die Reflexionen von Früchten im Gewirr von Blättern und Ästen, haben Forscherinnen und Forscher um Prof. Manfred Kössl vom Institut für Zellbiologie und Neurowissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt die Hirnströme der Fledermäuse aufgezeichnet. Die Ergebnisse: Ein seltener und damit unerwarteter Ton führt zu einer stärkeren neuronalen Antwort als ein häufiger Ton. Dabei reguliert das Fledermausgehirn die Stärke der neuronalen Antwort auf häufige Echoortungslaute herunter und verstärkt die Antwort auf seltene Kommunikationslaute. Die Signalverarbeitung erfolgt dabei offenbar bereits im Stammhirn.



Die Brillenblattnase *Carollia perspicillata* fliegt nachts auf Futtersuche. Foto: Julio Hechavarría

Beim Menschen gibt es ähnliche Mechanismen, die als Party-Effekt bekannt sind: Wir können die Unterhaltungen der Menschen in unserer Umgebung ausblenden, um uns ganz auf unseren Gesprächspartner zu konzentrieren. Da Hörprozesse bei Fledermäusen und Menschen ähnlich sind, könnte ein besseres Verständnis des Fledermaus-Hörens in Zukunft dabei helfen, Prozesse zum Beispiel bei der Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitäts-Störung (ADHS) nachzuvollziehen. Denn bei ADHS können Umweltreize nicht mehr angemessen verarbeitet werden.

<https://tinygu.de/Geraeusfilter>

IMPRESSUM

FORSCHUNG FRANKFURT
Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



IMPRESSUM

Herausgeber Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main
Vi.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn, Leiter PR und Kommunikation
Theodor-W.-Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude, 60323 Frankfurt

Redaktion Dr. Anke Sauter (asa), Referentin für Wissenschaftskommunikation
(Geistes- und Sozialwissenschaften), Telefon (069) 798-13066, E-Mail: sauter@pww.uni-frankfurt.de
Dr. Markus Bernards (mbe), Referent für Wissenschaftskommunikation
(Naturwissenschaften und Medizin), Telefon (069) 798-12498, E-Mail: bernards@em.uni-frankfurt.de

Grafisches Konzept und Layout Nina Ludwig, M.A., Visuelle Kommunikation,
Telefon (069) 798-13819, E-Mail: ludwig@pww.uni-frankfurt.de

Satz Nina Ludwig, Goethe-Universität Frankfurt und MEDIENwerkstatt Jung-Zulauf, Niddatal

Litho Peter Kiefer Mediendesign, Frankfurt

Bildrecherche Natalia Zajic, Goethe-Universität Frankfurt

Lektorat Astrid Hainich, Bonn, und Ariane Stech, Meckenheim

Vertrieb Helga Ott, Theodor-W.-Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude,
Raum 4.P52, 60323 Frankfurt, Telefon (069) 798-12472, Telefax (069) 798-763-12531,
E-Mail: ott@pww.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet www.forschung-frankfurt.de

Druck Druck- und Verlagshaus Zarbock GmbH & Co. KG,
Sontraer Straße 6, 60386 Frankfurt am Main

Bezugsbedingungen »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 12 Euro
(Schüler und Studierende 8 Euro) abonniert werden. Das Einzelheft kostet 6 Euro (4 Euro ermäßigt).
Abonnement und Einzelverkauf siehe Vertrieb.

Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main e. V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag
enthalten.

Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und
Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in
einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift
und Bezugszeitraum. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach
Absprache möglich.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Sprechen, Erzählen, Erinnern

Frappierende Kontinuität Seite 5: Still aus Shaihu Umar (Adamu Halilu, Nigeria 1976) © Nigerian Film
Corporation; Seite 6: Graduiertenkolleg »Konfigurationen des Films«; Seite 7: Filmplakate aus: <https://mubi.com/notebook/posts/mubi-podcast-expanded-nollywood-unlimited-and-living-in-bondage> und https://en.wikipedia.org/wiki/Living_in_Bondage:_Breaking_Free; Seite 8: Zur Person Foto Hediger von Luzau,
Foto Campanini Graduiertenkolleg »Konfigurationen des Films«; Seite 9: Dietmar Temps/Shutterstock; Auto-
renfoto Uwe Dettmar.

Forschen nach der verschwiegenen Erinnerung Seite 10: r.kathesi/Shutterstock; Seite 11: Jekesai
Njikizana/AFP; Seite 12: Internet; Seite 13: <https://www.ebay.com/p/26038304453?id=274570641767>;
<https://nuriakenya.com/product/Harare-North/>; Autorenfoto: Dettmar.

»Zu Hause hatten wir nicht mal ein Buch über Afrika« Seite 14: Dettmar; Seite 16: privat; Zur Person
Dettmar; Seite 17: privat; Seite 18: Zur Person Dettmar.

Eintauchen in die neue Sprache Seite 19: Nataly Reinch/Shutterstock, Seite 19 bis 22: Illustration: Click
Bestsellers/Shutterstock; Seite 22: Autorenfoto Dettmar.

Wissenschaftler zu Besuch an der Goethe-Universität Seite 23: privat.

Frieden, Demokratie, Zukunft

Ein Land zwischen Hoffnung und Ungewissheit Seite 24: picture alliance/EPA Mohamed Messara;
Seite 25: Bachmann/Bendana/Roulard; Seite 26: Bachmann/Bendana/Roulard; Seite 26/27 Grafik Zeit-
strahl: 559/Shutterstock; Seite 27: Bachmann/Bendana/Roulard; Seite 28: Autorenfotos privat; Seite 29:
Bachmann/Bendana/Roulard.

Heimvorteil? Seite 30: Simone Schnabel; Seite 31: Sophia Birching; Seite 32: picture alliance/Reuters,
Vincent Bado; Seite 33: links Sophia Birching; unten privat; Seite 34: Autorenfotos Screenshot: Antonia
Witt; Paradoxe Erfolge, erwartbares Scheitern Seite 37: Autorenfoto Martin Langhorst.

Mehr Geld bringt nicht unbedingt mehr Miteinander Seite 38: Matthias Schündeln; Seite 39: Schün-
deln; Seite 40: Grafik Copyright: Schündeln, Heß, Jaimovich; Zur Person oben Uwe Dettmar, unten privat;
Seite 41: Schündeln; Autorenfoto Dettmar.

Der Mythos der Entwicklungspartnerschaft Seite 42 bis 45: Melina Kalfelis; Seite 45: Autorenfoto
privat; Zur Person Daniela Prusina.

Ambivalente Partnerschaft Seite 46: Center for Chinese Studies, University of Stellenbosch; Seite 48:
Melanie Gärtner; Seite 49: Jorgen Carling; Seite 50: oben Stefan Schmid; rechts und unten Dany Jaimovich;
Seite 51: Autorinnenfoto privat; Autorenfoto Dettmar.

Afrika im Fokus

Von der Afrikaforschung zur afrikabezogenen Forschung Seite 52: Stefan Schmid; Seite 54: Stefan
Schmid; Seite 55: Dettmar; Autorenfotos Hahn: Dettmar, Azamede: privat.

Forschung in Afrika – wer spricht über wen? Seite 56: Dettmar; Seite 57: picture-alliance/akg-images;
Seite 58: Adesoji:privat, Dorsch: Daniel Jakli.

Frankfurter Gesichter: Mamadou Diawara Seite 59: Layout FAZ 11. Juli 2020, Nr. 159, Seite 34: Dettmar.

Voneinander lernen Seite 60 und 61: Oswin-Köhler-Archiv; Seite 62: Jasmine Balcer; Seite 63: oben
Richard Kuba; unten Hélène Ivanoff; Seite 64: Musa Hambolu; Autorenfotos Boden: privat; Kuba: privat.

Von der Sklaverei bis Barack Obama Seite 66: picture alliance/dpa epa Matthew Cavanaugh; Seite 67:
picture-alliance/akg-images; Seite 68: Bild oben Marion S. Trikosko; Bild mitte Black Panther Party; Zur
Person privat; Seite 69: Bild oben John Vachon (1914–1975), Bild unten links WhinyTheYounger; Autorenfoto
Dettmar.

Geschichte ohne Worte

Neuigkeiten aus der Steinzeit Seite 70 bis 75: alle Fotos Breunig, Karte auf Seite 72 Johannes Behringer,
Seite 75: Autorenfoto Henrick Kloss.

Kleine Teile, große Wirkung Seite 76: Jennifer Markwirth; Seite 77: Louis Champion; Seite 78: oben
Stefan Rühl; unten Alexa Höhn; Seite 79: oben Jennifer Markwirth; unten Stefanie Kahlheber; Seite 80:
Dettmar; Zur Person Gaby Försterling, Autorenfoto privat.

Weitgereiste Scherben Seite 82 bis 84: Magnavita; Seite 85: Autorenfoto C. Magnavita: Dettmar, Idé:
privat.

Zähne vom Urahn Seite 86 und 87: <http://www.warmheartofmalawi.org>; Seite 88: Markus Bernards;
Seite 89: <http://www.warmheartofmalawi.org>; Seite 90: Zur Person Schrenk: Ptolusque/WikimediaCom-
mons, Kullmer: Sven Tränkner; Seite 91: Stefan Schmid; Autorenfoto Andreas Heddergott.

Klima, Erde, Umwelt

Rettungsversuch für die Savannen Seite 92: Matthew Forrest; Seite 94: Maurizio De Mattei/Shutter-
stock; unten: Carola Martens; Seite 95: Vision2030/Wikimedia; Seite 96: Visible Earth/NASA; Zur Person
Sven Tränkner; Seite 97: Adisha Pramod/alamy.de; Autorenfoto privat.

In die Pilze! Seite 98: Felix Hampe & Cathrin Manz; Seite 100: links oben: Meike Piepenbring; rechts oben:
Felix Hampe & Cathrin Manz; rechts unten: Daouda Dongnima; Autorenfoto privat; Seite 101: oben: Meike
Piepenbring; unten Hampe & Cathrin Manz; Seite 102: Felix Hampe & Cathrin Manz; Zur Person Piepen-
bring: Janett Kartelmeyer, Yorou: Azize Boukary.

Im Fluss Seite 103: Jürgen Runge; Seite 104: oben Michele Burgess, alamy.de; unten Jürgen Runge;
Seite 105: Tignoati Kolani; Zur Person Dettmar.

Nachrichten

Seite 107: EHT-Kollaboration; Seite 108: oben Joachim Curtius, unten Pradeep Thomas Thundiyl/Shutter-
stock; Seite 9: Holger Motzkau; Wikipedia/Wikimedia Commons; Seite 110: oben ryanbphotography/
Shutterstock; unten raigvi/Shutterstock; Seite 111: oben staras/Shutterstock; unten Julio Hechavarria.

Wir haben uns bemüht, die Urheber- und Nutzungsrechte für die Abbildungen zu ermitteln und deren
Veröffentlichungsgenehmigung einzuholen. Falls dies in einzelnen Fällen nicht gelungen sein sollte, bitten
wir die Inhaber der Rechte, sich an die Goethe-Universität, PR und Kommunikation, zu wenden.
Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich abgegolten.



DAS NÄCHSTE MAL



Galaxien und
kosmische Nebel
aus Gas und Staub.
Foto: NASA/
Shutterstock

Fremde Welten

Wenn Astronomen tief ins All blicken oder wenn Astrophysikerinnen den Weltraum anhand der bekannten Naturgesetze theoretisch erkunden, treffen sie auf höchst exotische Objekte wie zum Beispiel Neutronensterne oder Schwarze Löcher. Immer wieder stellen solche Entdeckungen unsere Sicht der Welt infrage. Sie stehen daher sinnbildlich für den Forschergeist an der Goethe-Universität, der an den Grenzen der Erkenntnis unsere Vorstellung von der Welt verändert. In der neuen Ausgabe von Forschung Frankfurt werden Forschende von solchen fremden Welten berichten, die sich in der Weite des Alls finden lassen und im Mikrokosmos von Atomen und Biomolekülen, in Science Fiction und Quantenmaterialien, in fremden Gedankenwelten und im Cyberspace.

Erscheinungstermin: Dezember 2022



FREUNDE
DER UNIVERSITÄT

«Ich möchte unserer
Bürgergesellschaft das
breite Tätigkeitsfeld der
Universität näherbringen
und den gegenseitigen
Austausch fördern.»

JULIA HERAEUS-RINNERT

STELLVERTRETENDE VORSITZENDE
DER FREUNDESVEREINIGUNG

Foto: Uwe Dettmar

Freunde kann man nie genug haben. Machen Sie mit!

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E.V.

THEODOR-W.-ADORNO-PLATZ 1, 60629 FRANKFURT AM MAIN

www.vff.uni-frankfurt.de

Beitrittserklärung

Ich möchte Mitglied werden und die Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. unterstützen.

PRIVATE MITGLIEDSCHAFT (Jahresbeitrag)

- 125 EURO ALS FREUND
 250 EURO ALS FÖRDERER
 500 EURO ALS DONATOR
 _____ EURO JÄHRLICHE ZUSATZSPENDE

FIRMENMITGLIEDSCHAFT (Jahresbeitrag)

- 500 EURO ALS FIRMENMITGLIED
 900 EURO ALS FIRMENMITGLIED (FÖRDERND)
 _____ EURO JÄHRLICHE ZUSATZSPENDE

Einwilligung in die Datennutzung zu weiteren Zwecken:

Ich erkläre mich durch meine Unterschrift damit einverstanden, dass meine Daten zu Vereinszwecken gespeichert und verarbeitet werden. Ich stimme ebenfalls zu, dass ich von der Vereinigung von Freunden und Förderern und der Goethe-Universität zu Vereinszwecken postalisch und per E-Mail kontaktiert werde. Rechte: Ich kann jederzeit ohne Angabe von Gründen von meinem Widerspruchsrecht Gebrauch machen und die erteilte Einwilligungserklärung mit Wirkung für die Zukunft abändern oder gänzlich widerrufen. Ich bin jederzeit berechtigt, gegenüber dem Verein um umfangreiche Auskunftserteilung zu den zu meiner Person gespeicherten Daten zu ersuchen.

Einzugsermächtigung

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag von meinem Konto ab.

NAME, VORNAME

E-MAIL

ADRESSE (STRASSE)

ADRESSE (PLZ, ORT)

BANKINSTITUT

IBAN

BIC/SWIFT-CODE

DATUM

UNTERSCHRIFT